

Universitätsbibliothek Wuppertal

Römische Briefe

Schlözer, Kurd von

Stuttgart, 1913

1867

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.
Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

urn:nbn:de:hbz:468-1-5232

1867

Rom, 1. Januar 1867.

Das neue Jahr hat mit rollendem Gewitter und grandiosen
Blitzen begonnen, wie man sie bei uns im Juli sieht.

Trotz der Abwesenheit der Franzosen lassen es weder Rom noch die Provinzen zu irgendeiner Demonstration kommen. Pio Nono fühlt sich noch ganz behaglich im Vatikan und hat sich gestern, seiner alten Gewohnheit gemäß, nachmittags in die prachtvolle Kirche Il Gesù begeben, um dort mit dem gesamten Kardinalskolleg am Jahresende dem Te Deum der Jesuiten beizuwohnen, zur selben Stunde, wo das „Nun danket alle Gott“ unsere Lübecker Marienkirche durchbraust.

Wir wollen sehen, in welcher Weise Sadova sich im neuen Jahre fühlbar macht. Noch steht das ganze Mitteleuropa unter dem Zeichen dieses Schlachttages. Die Zuckungen, die er hervorrief, gehen zu tief, um sich wieder besänftigen zu lassen. Im deutschen Parlament und in der Entwicklung der römischen Frage wird das wohl zum Vorschein kommen.

Ich besuchte heute Gervinus, der sich nach 3 Monaten Neapel für den Rest des Winters in Rom niedergelassen hat, um hier die politische Katastrophe zu erleben, die nicht kommen will. Nebenbei schreibt er an seiner Geschichte des 19. Jahrhunderts. Ich hatte ihn auf der Germanistenversammlung 1847 in Lübeck, dann 1848 in Frankfurt in der Paulskirche und später vorübergehend in Berlin gesehen. Er war damals giftig und verbissen; jetzt zerbricht er sich den Kopf darüber, wie Italien, trotz seiner Finanznot und im Süden herrschenden Korruption, zusammenhalten kann. Er denkt, es würde wieder aus dem Leim gehen. Das glaube ich nicht. Cavaours Werk wird bleiben!

Auch Reumont ist seit zwei Monaten wieder hier, um seine Geschichte Roms von der ältesten bis auf die neuesten Zeiten, deren erster Teil bald erscheint, fortzusetzen. Für das Mittelalter hat er an Gregorovius einen gefährlichen Rivalen, dessen sechster Band demnächst gedruckt sein wird, und der denn doch mit ganz anderen Forschungen und einem stärkeren Darstellungstalent vor die Öffentlichkeit tritt als Alfred von Reumont.

Die letzten Tage im alten Jahr ging es in der uns benachbarten Kirche Santa Maria in Aracoeli recht lebhaft zu. Gleich am Eingange rechter Hand hielten Knaben und Mädchen jene Kinderpredigten, die stets ein großes Publikum anziehen. Gegenüber war eine Krippe aufgebaut. Im Hintergrunde der Kirche strahlte der Hochaltar im vollen Lichterglanz. Der „Santo Bambino“ war zu sehen, das wundertätige Christkind, welches alle Augenblicke von Schwerkranken verlangt wird, die durch seine Berührung zu genesen hoffen. Und um die religiöse Erregung noch zu steigern, lag in einer Seitenkapelle ein steinalter, polnischer Franziskaner, der seit mehreren Tagen für scheintod gehalten war und auf dessen Wiedererweckung viele hofften — freilich vergeblich. — Aber solange er in der Kirche lag, wurde die Kapelle von Neugierigen förmlich umlagert.

2. Januar 1867.

Am Silvesterabend speiste ich bei der Gräfin Malatesta mit Liszt, der für die Wintermonate seinen Monte Mario verlassen hat und in unsere Nähe gezogen ist, in das Kloster der Santa Francesca Romana im Forum. Er ist immer interessant, besonders aber, wenn er aus seinem Jugendleben in Paris erzählt, wo er selbst schon so Großes leistete und so viele Werke hervorragender Komponisten entstehen sah. Unter anderm kam er auf die erste Aufführung der „Hugenotten“ zu sprechen, deren vierten Akt er natürlich als Meisterwerk anerkennt.

Die erste Probe war angesezt; drei Akte waren durchgenommen; der vierte begann; die Schwerterweihe machte tiefen Eindruck. Nun folgte die Szene zwischen Raoul und Valentine, deren wunderbares Duett die Welt umkreist hat. Aber das Duett, welches wir jetzt kennen, hatte Meyerbeer ursprünglich nicht komponiert. Es war ein ganz anderes, und zwar, wie Liszt erzählt, ein so triviales, daß der Tenorist (ich glaube Boury) dem Komponisten erklärte, diese leichte, schale Musik sei nach der gewaltigen Schwerterweihe eine Unmöglichkeit. Meyerbeer, stets gefügig, erkannte die Richtigkeit des Vorwurfs. Die Proben wurden sofort eingestellt. Meyerbeer machte sich daran, ein neues Duett zu komponieren, und nach 14 Tagen, wo die zweite Probe angesezt war, legte er das wunderbare Duo vor, welches wir jetzt kennen. — Wie Liszt sich immer für die Werke seiner Freunde interessiert, hat er auch zuerst in Berlin die „Hugenotten“ eingeführt. Im Jahre 1842 lenkte er die Aufmerksamkeit der damaligen Prinzeß, jetzigen Königin Augusta, auf den vierten Akt. Sie bat ihn, denselben in einer ihrer musicalischen Soireen zur Aufführung zu bringen. Der Chor der Verschorenen erschien dort in Träg und weißer Krawatte, Liszt selbst dirigierte und akkompagnierte. Die Musik bezauberte dermaßen, daß auch der König aufmerksam wurde. So war die Bahn für die Oper gebrochen.

Hier in Rom tut Liszt seit Jahren alles, um die Römer für Mozart und Beethoven zu gewinnen. Auch sein ausgezeichneter Schüler Sgambati ist bestrebt, seine Landsleute in die Tiefen deutscher Musik einzuführen und dirigierte vor vier Wochen in der Sala Dantesca die Eroica, welche das Publikum allerdings nicht ganz zu verstehen schien.

3. Januar.

Apropos der Ceremoniellstreitigkeiten zwischen Saldanha und Sartiges! Monsignor Mérode, der dem französischen Repräsentanten gerne Schnödigkeiten sagt, hat denn auch diese

Sache mit größter Dreistigkeit benutzt, um Sartiges zu ärgern. Am 27. Dezember waren die Botschafter und Gesandten zur Beglückwünschung Seiner Heiligkeit im Vatikan versammelt. Saldanha betrat als erster das päpstliche Gemach, während Sartiges und die übrigen im Vorzimmer blieben. Plötzlich fängt Mérode, der ihnen die Honneurs zu machen hatte, an: „Savez-vous, comte Sartiges, que votre gouvernement a subi trois échecs?“ Und als dieser stuft, fährt Mérode rasch fort: „Oui, trois échecs; premièrement vis-à-vis du Mexique, puis vis-à-vis de Rome et finalement vis-à-vis du Portugal!“ Sartiges soll nicht sehr freundlich ausgesehen haben.

Ich war eben im hiesigen Collegio Inglese, welches sich in der Via di Monserrato befindet. Dies Kolleg war ursprünglich ein Hospital, von den Engländern im Jahre 1398 zur Aufnahme ihrer nach Rom pilgernden Landsleute gegründet. Im sechzehnten Jahrhundert, mit dem Beginn der Reformation, erlosch in England allmählich das Interesse für die Apostelgräber in Rom, und gegen Ende des Jahrhunderts war die Zahl der gläubigen Wallfahrer so gering, daß Gregor XIII. Boncompagni das Hospital in ein Seminar für angehende englische Geistliche verwandelte. Zur Zeit der französischen Revolution erlitt diese Anstalt eine große Einbuße; die alte Kirche, die dem heiligen Thomas von Canterbury geweiht und mit dem Hospital verbunden war, wurde gänzlich zerstört. Unter der Leitung des Kardinals Wiseman hatte das Seminar neuerdings wieder an Bedeutung gewonnen und wird jetzt voraussichtlich immer wichtiger werden, da die katholische Kirche unverkennbar in England Ausbreitung findet. Auch die Gelder müssen der Anstalt jetzt reichlich zufliessen; denn seit einigen Monaten wird dort stark gearbeitet, um die alte Kirche wieder herzustellen.

7. Januar 1867.

Von der Kälte, die jetzt im Norden herrscht, höre ich auch durch Lichnowsky, der sich nun wieder in seinem Olmütz, nach-
294

dem er ein volles Jahr in Rom zugebracht, an sechs bis zehn
Grad gewöhnen muß.

Ich lernte ihn im vorigen Februar bei Hohenlohe kennen, hatte aber damals schon viel von diesem „schönen“ Monsignore gehört. Denn in früheren Jahren, wo er hier ansässig war, soll er das gute Rom vollständig auf den Kopf gestellt haben; noch heute gibt es fromme Damen, die bei seiner Nennung ein Kreuz schlagen. Nun, so schlimm ist es nicht, aber ein höllischer Kerl bleibt er doch, und ich konnte niemals mit ihm zusammenkommen, ohne nicht lange nachher noch über ihn nachdenken zu müssen. Brillant eigentümliche Erscheinung. Jüngerer Bruder des aus dem Jahre 1848 bekannten Fürsten Felix Lichnowsky. Wie dieser geist- und kenntnisreich, schlagfertig, vornehm, elegant, spricht alle Sprachen, liebenswürdig und zuverlässig für Freunde, nachsichtslos gegen Feinde; vorzüglicher Reiter, Fahrer, Schütze, Turner, Schwimmer. Von den Jagden in den Olmützer Forsten spricht er gern, und von seiner Sicherheit im Scheibenschießen gab er uns diesen Sommer in Frascati glänzende Beweise.

Sein Nervensystem ist in fortgesetzter fieberhafter Spannung vom frühesten Morgen bis in die sinkende Nacht, daher schläft er wenig. Alle Eindrücke zünden rasch bei ihm und spiegeln sich schnell und lebhaft in seinem Auge. Im großen ganzen also eine offene, unmittelbare Natur, d. h. bis zu dem Punkt, wo es ihm darauf ankommt, Eindrücke zu verbergen. Als ich im vorigen Jahr — es war Freitag, der 6. Juli — von Uriccia zurückkehrend, wo wir die Königgräber Nachricht erhalten hatten, zu ihm kam, gedachte er mit keinem Worte der Niederlage seiner Landsleute, sondern empfing mich mit dem Ausruf: „Das ärgert mich wirklich, daß wir Venetien dem Kaiser von Frankreich abgetreten und somit Preußen eine Falle gestellt haben!“ Statt erregt zu sein, spielte er den Großmütigen. Aber lange konnte er mir gegenüber diese Rolle doch nicht durchführen, und bald nachher, als wir der Situation näher-

traten, gestand er mir, daß er tags zuvor, nachdem er den telegraphischen Schlachtbericht gelesen, sich eingeschlossen und den ganzen Nachmittag und Abend keinen Menschen gesehen habe, um die Ereignisse mit sich allein zu verarbeiten. Doch hatte er schon folgenden Tags auf dem Quirinal, wo unter den Monsignori allgemeine Bestürzung herrschte, ermutigende Reden gehalten und seine Papalini aus der Verzagtheit herausgerissen.

Auf seinem Arbeitstisch stand das Miniaturporträt einer bildschönen Frau, deren Augen und Gesichtszüge sofort seine Mutter erkennen lassen, Fürstin Eleonore, geborene Gräfin Zichy. Ihr heißes ungarisches Blut hat sich auf die Söhne vererbt.

Sein Vater, Fürst Eduard, Sohn des bekannten Protektors Beethovens, widmete sich mit Vorliebe historischen Studien, ist auch Verfasser eines bändereichen Werkes über die Geschichte des Hauses Habsburg. Diese historische Alder bildete die Grundlage auch unserer Freundschaft. Auf den Spaziergängen, die wir fast täglich unternahmen, um womöglich alle Kirchen, Klöster und Paläste Roms gemeinschaftlich kennen zu lernen, hat mir sein reiches Wissen viel Nutzen und Genuß bereitet. Ein katholischer Historiker weiß schon von Haus aus eine Menge interessanter Dinge, die uns Protestanten entgehen. Eine Kirche oder ein Kloster betrachtet man an der Hand eines so gebildeten Monsignore mit ganz anderen Augen, als wenn man die Geheimnisse der katholischen Welt mit ihrem Kirchenritus, Zeremoniell, ihrer Symbolik allein enträtseln soll. Ohne Lichnowsky wären mir auch manche Inschriften im römischen Hoflatein unverständlich geblieben. Dazu sein gründliches Verständnis für antike Marmorarten! Er hat in Olmütz acht-hundert verschiedene Marmorgattungen, die er während seines früheren zehnjährigen Aufenthalts in Rom gesammelt hat. Hierbei war ihm besonders ein alter Advokat Belli nützlich, einer der größten Marmorkenner Roms und als solcher Fa-

totum Antonellis, der außer dem Marmor auch Kristalle und Edelsteine leidenschaftlich liebt.

Von der Marmorpassion wird hier fast jeder gepackt. In den bald weichen und sanften, bald warmen und glühenden Farben des Geäders, in den phantastischen Linien, dem Wechsel seiner geheimnisvollen Zeichen, welche die Urzeit bildete, liegt ein Zauber, der die Vorstellungskraft selbst eines Leonardo da Vinci befruchtete. Derjenige aber nur lernt ihn völlig kennen, welcher in Rom lebt, wo die antike Kunst aus allen Winkeln der damals bekannten Welt die schönsten und seltensten Marmorblöcke herbeischaffen ließ, um Tempel und Wohnungen zu schmücken, Sarkophage und kostbare Gefäße zu schaffen. Manche Marmorarten der klassischen Welt sind überhaupt nicht mehr aufzufinden; einzelne, wie Rosso antico und Giallo antico, wurden vor einigen Jahren durch den Hamburger Siegel auf Morea (in der Maina) wieder entdeckt.

Diese Passionen Lichnowskys sind aber noch nichts gegen das eine Zauberwort: Gastronomie! In dieser Sphäre überragt er selbst Rumohr, Raczynski, Nesselrode und andere mir bekannte kulinarische Größen. Denn Lichnowsky betreibt die Sache nicht nur mit vollem wissenschaftlichen Ernst, sondern er besitzt nebenbei auch einen formidablen Magen und hat endlich in der Person Altilios seit fünfzehn Jahren einen Koch herangebildet, der eigentlich sein zweites Ich geworden ist und mit dem er in der Muße seines Olmützer Domherrnlebens täglich die eingehendsten Unterhaltungen führt über die Zubereitung jedes Roteletts, jeder Fischart, jedes Suppenkrauts und jeder Wurzel, welche die Ehre hat, auf seiner Tafel zu erscheinen; am folgenden Morgen findet dann zwischen diesen gewiegten Feinschmeckern von neuem ein Ideenaustausch über alle Einzelheiten des jüngsten Dinners statt, bei dem beide sich durch Gründlichkeit, Klarheit, Unbefangenheit und Wahrheit im Urteil gegenseitig zu überbieten suchen, um so allmählich einem Ideal näherzukommen, das bis jetzt nur wenige Sterbliche erreicht

haben. Ich habe solchen kulinarischen Staatsratsitzungen mit-
unter beigewohnt (Attilio begleitet seinen Meister auf allen
Reisen) und jedesmal gestaunt über die Fülle ihres Wissens,
die Feinheit der beiderseitigen Bemerkungen, deren Theorien
sich dann später in der Praxis zu so wunderbaren Erzeug-
nissen gestalteten. Aber ich habe nicht nur diesen Zwie-
gesprächen gelauscht, sondern unzählige Male die Meisterwerke
Attilios gekostet und unter seinem Fittich bald allein, bald mit
Russell, Lobo, Bobrinsky bei Lichnowsky dejuniert, diniert,
soupiert; und jedesmal haben alle diese hochgebildeten Jünger
Epikurs sich in dem Urteil geeinigt, daß der Gastronom
Roberto unübertroffen wie ein Humboldt in seiner Wissenschaft
dastehe.

Und wo wurden diese Feste gefeiert? In keinem Gasthof,
keinem Palazzo, keinem Hotel — in den stillen Räumen eines
Klosters, in dem Convento der Padri dell' Oratorio, welche
den heiligen Filippo Neri, den Schutzpatron der „Ewigen Stadt“,
als ihren Stifter verehren und das zur Chiesa nuova di Santa
Maria in Vallicella gehörige Kloster, das umfangreichste und
prächtigste von Rom, bewohnen. In dessen Oratorium hat
jener heilige Filippo, ein musikliebender Herr, zu Ende des
sechzehnten Jahrhunderts — bald nach dem Auftreten Pale-
strinas — eine neue Musikschule gegründet, die mit Gesang
und Instrumentalbegleitung Stücke der biblischen Geschichte
während der Fastenzeit in diesem Oratorium wiedergab. Nach
dem Lokal der Aufführung hießen die neuen musikalischen
Werke Oratorien.

In diesem schönen Stift, in dem auch der gelehrte Baro-
nius, selbst Oratorianer, seine Annalen der Kirchengeschichte
verfaßte, bezog Lichnowsky, als er hier im November 1865
eintraf, eine Wohnung, welche die gastfreien Paters ihm auf
Empfehlung Hohenlohes eingeräumt hatten. Er kam damals
mit der Absicht nach Rom, hier etwa zwei bis drei Monate
zu verweilen, weil er glaubte, daß diese Zeit für ihn hinreichen

würde, um die ihm vom hohen Olmützer Kapitel übertragene Mission auszuführen. Olmütz ist nämlich das einzige noch bestehende Hochstift und stolz darauf, nur solche Canonici zu besitzen, welche eine der strammsten Ahnenproben bestanden haben. Die Pfründen sind reich und werden in aller Behaglichkeit von den Domherren verzehrt, wofür sie nur gewisse Messen und täglich ihr Brevier zu lesen haben. Solch eine Institution mitten im neunzehnten Jahrhundert erschien allmählich selbst einer österreichischen Regierung als Anachronismus. Sowohl unter Bach wie unter Schmerling wurden wiederholte Versuche gemacht, das Hochstift zu beschränken und die Aufnahme von Bürgerlichen in die vakanten Domherrenstühle zu bewirken. Die Mitglieder des Stifts haben indes alle Angriffe pariert, und als im Sommer 1865 das hocharistokratische Ministerium Belcredi ans Ruder gelangte, schien ihnen der Augenblick gekommen, vom Kaiser und Papst ihre antediluvianischen Gerechtsame von neuem verbriezen und versiegeln zu lassen. Mit dieser Mission wurde Lichnowsky bestraut, da er von früher her alle Schlüsse und Wege in Rom genau kannte; in drei Monaten etwa hoffte der heißblütige Monsignore alles erreichen zu können. — Die römische Kirche, in der ein jeder Bauernjunge, wenn er Talent hat, zum Kardinalshut und selbst zur Tiara aufsteigen kann, ist jedoch ein viel zu demokratisches Institut, als daß sie sich für adlige Privilegien sehr warm begeistern sollte. Lichnowsky stieß daher auf große Schwierigkeiten; die Unterhandlungen zogen sich in die Länge — aus den drei Monaten wurden sechs, aus sechs dreizehn. Dann aber reiste er als Sieger ab.

Die Langmut und Energie, mit der er, mitten unter dem Kanonendonner von Sadowa und bei der schönsten Scirocco-luft in Rom, seine Pläne verfolgte und alle Hemmnisse beseitigte, hatte etwas Imponierendes. Und zu all dem geschäftlichen Umgemach kam nun noch für den verwöhnten Mann die Unbehaglichkeit seiner Klosterwohnung. Hätte er voraussehen

können, daß er hier statt drei Monaten dreizehn ausharren müßte, so hätte er das Kloster sicherlich nicht bezogen. Seine drei Fenster gingen freilich auf den schönen Klosterhof, in dem zur Frühjahrszeit Orangenbäume balsamisch duften, das sanfte Plätschern der verschiedenen Fontänen melodisch ineinander greift. Aber um auf den Altan zu gelangen, wollen stets 180 Stufen erklimmen sein; und die drei Zimmer, die er bewohnte, waren niedrig; von den Wänden blickten melancholische Märtyrerbilder, die aus ihrem finsternen Rahmen heraus alles versuchten, um rund um sich her eine lugubre Stimmung zu verbreiten.

Doch eine solche ließ Lichnowsky nicht aufkommen, sobald er Gäste bei sich sah. Und wenn das schwere Silberservice mit dem Lichnowskyschen Wappen, welches ihn auch auf Reisen begleitet, auf der Tafel glänzte, daneben der edle Wein von Velletri in den Foglietten mit ihrem primitiven Korbgeslecht funkelte und nun die Meisterwerke Attilos aufgetragen wurden, dann schienen rings die Heiligen freundlichere Gesichter aufzusezen, und das Ganze gestaltete sich in dieser originellen Umgebung zu dem charaktervollsten lebenden Bilde. (Besonders pikant, wenn man bedachte, daß während hier oben nach den raffiniertesten Regeln der Kunst getafelt wurde, zwei Etagen tiefer die ehrwürdigen Patres in ihrem Refektorium vereinigt waren, um in Öl gesottene Fische und Artischocken zu vertilgen.)

Wenn Monsignore gut gelaunt war, und neue Gäste zum ersten Mal an seiner Tafel erschienen, pflegte er beim Nachtisch ein Tranchiermesser hervorzuholen — altmodisch, unansehnlich — und doch eine höchst wertvolle Reliquie für den Besitzer. Denn mit einer gewissen Salbung liebte er dann den Neulingen auseinanderzusezen, daß dieses Messer, welches ihm von der alten Herzogin von Sagan verehrt worden, sich einst im Besitz des Fürsten Talleyrand befunden und daß die Hand dieses gewaltigen Herrn dasselbe täglich zum Tranchieren geschwungen habe. Der Ton, in welchem Lichnowsky diese

historische Reminiscenz vorbrachte, war stets ein so bedeutungsvoll accentuierter, daß es ihm fast regelmäßig gelang, in der ganzen Stimmung der Anwesenden für einige Augenblicke einen unbewußt feierlichen Ernst hervorzurufen, der solange anhielt, bis das kostliche Kleinod wieder dem Etui übergeben wurde, und es war dem guten Roberto immer anzumerken, daß die Erinnerung an den verklärten Bischof von Autun ihn momentan in höhere Regionen versetzt hatte. Denn dieser alte Talleyrand, dieser mir verhasste Abgott der diplomatischen Jüngerschaft Frankreichs, Russlands und unsers guten Deutschlands, diese Inkarnation der Frivolität und Lüge, dessen blasierte, das Menschengeschlecht verhöhrende Aussprüche von jedem dummen Attache wie Goldkörner eines politischen Evangeliums aufgepickt und, falsch verstanden, im Schnabel geführt werden, dieser Defroqué, an dem leider die Natur so viel Witz, Geist und Verstandesschärfe verschwendet hat — in ihm verehrt Lichnowsky einen Schutzpatron, dessen brillante Stellung in der Weltgeschichte ihm sicherlich als Muster in jenem, mir sonst unverständlichen Moment seiner Jugend vorschwebte, wo er, der heitere Lebemann, das geistliche Gewand wählte, das, im Widerspruch mit seinem ganzen Wesen, ihm nur dann Befriedigung zu gewähren versprach, wenn es ihn zu Einfluß, Glanz und Macht führte.

In einer Hinsicht ist Lichnowsky freilich der geborene Kleriker, denn über die schönen Begriffe „Vaterland, Nationalität“ vermag er kaltblütig hinwegzugleiten und schwimmt in jenem Ozean allgemein-seligmachender, günstigstenfalls philanthropischer Ideen, die für die katholische Welt wie geschaffen zu sein scheinen, damit ihre Vertreter sich desto unbedenklicher dem Dienst des römischen Hohenpriesters widmen, in ihm den König der Könige verehren können. Unser Monsignore hat Momente, wo er für das Mystische des römischen Kultus in fast schwärmerische Begeisterung gerät. Also auch in dieser Hinsicht muß Pio Nono an dem Kanonikus von Olmütz sein Wohlgefallen

haben. Dabei ist er von peinlichster Strenge im Fasten, Brevier- und Messelesen.

Was das erstere betrifft, so haben freilich Altilio und Roberto die zartesten Geheimnisse der Fische und Pflanzen so gründlich erforscht, daß es für mich stets ein besonderes Vergnügen war, am Freitag oder Sonnabend das Fastendiner in der Chiesa Nuova einzunehmen. Bekanntlich gehört es zu den strengen Pflichten des Geistlichen, täglich die für die einzelnen Tage vorgeschriebenen Abschnitte aus dem Breviarium zu lesen. Eine kleine Finesse können diese Herren sich insofern erlauben, als es ihnen gestattet ist, den für den nächstfolgenden Tag vorgeschriebenen Frühabschnitt, falls sie Verhinderung voraussehen, schon am Abende zuvor zu bewältigen, und ebenso am Morgen das zu lesen, was sie am Abend zuvor nicht haben erledigen können. Aber gelesen muß es einmal werden, und da habe ich denn erlebt, daß Lichnowsky entweder im Eisenbahncoupé plötzlich seine Lektüre vornahm, oder nach einem rauschenden Souper das Pflichtteil mit dem etwaigen Rückstand in seinem Kämmerlein herunterarbeitete.

Als ich im März vorigen Jahres mit ihm eine reizende Fahrt nach Perugia unternahm, mußte ein ganzer Ballen geistlicher Kleidungsstücke mitwandern, weil er am Sonntag auf der Rückfahrt in Spoleto seine Messe lesen wollte. Das-selbe geschah, als wir im Mai mit Stroganoffs, Tolstois und Bobrinskys nach Bracciano fuhren und dort den Sonnabend und Sonntag zubrachten. Es ist aber wohl der Mühe wert, Lichnowsky am Altar celebrieren zu sehen, wenn der schöne Mann gravitätisch vom Evangelien- zum Epistelpult schreitet, wie verklärt die Hände zum Gebet erhebt, inbrünstig sich auf die Knie niederläßt oder in imposantester Majestät des Segenerteilers sich zur Gemeinde wendet und mit weicher, sanft-tönender Stimme das Deus vobiscum ausspricht. Man glaubt in solchen Augenblicken ein ganz anderes Wesen vor sich zu haben.

Brevier-
nd Ro-
zen so
s Ver-
iner in
zu den
inzelnen
zu lesen.
erlauben,
en Tag
voraus-
enso am
t haben
en, und
n Eisen-
h einem
n Rück-
reizende
Ballen
Sonntag
e. Das-
tois und
nnabend
he wert,
er schöne
schreitet,
sich auf
s Segen-
r, sanft-
an glaubt
r sich zu

Palazzo Caffarelli, 13. Januar 1867.

Noch einen Augenblick muß ich in der ecclesiastischen Altmosphäre verweilen, weil dort seit einigen Wochen große Aufregung herrscht. Ein anderer österreichischer Monsignore, Graf X., ist wegen allzu heftigen Schuldenmachens durchgebrannt.

Mit diesem liebenswürdigen Grafen habe ich manche vergnügte Stunde verlebt. Er war ursprünglich k. k. Husarenrittmeister, spielte viel, ritt die schönsten Pferde, ließ in unwirtsgemachten Garnisonen Chausseen bauen, um seine eleganten Wagen zu fahren, und befand sich dann allmählich in solchen arithmetischen Schwülstigkeiten, daß Papa und Mama ihren teuern Heinrich aus dem Regiment nahmen und der stillen geistlichen Laufbahn überwiesen. In der Accademia Ecclesiastica in Rom wurde er nun sieben Jahre ordentlich eingepaßt, und — der Vater ist ein einflußreicher Mann an der Wiener Hofburg — bald durch kaiserliche Gnade zum Mitgliede der Rota, des Höchsten Gerichtshofes in Rom, ernannt, zu dessen 13 Räten Österreich nach altem Herkommen zwei zu stellen hat. Ob diese Herren gute Rechtsgelehrte sind oder nicht, ist nicht so wichtig: ihnen zur Seite stehen alte, geschulte Auditeurs, die schließlich die Hauptarbeit leisten. Der gute Heinrich hat sich denn auch verhältnismäßig wenig um die Geschäfte bekümmert. Er sorgte allabendlich für einen gemütlichen Whist, gab gute Diners und fuhr wie früher in schönen Karosse spazieren. Großen Luxus trieb er mit Meßgewändern; als ich einmal mit Lichnowsky bei ihm speiste, ließ er nach Tisch alle seine prachtvollen Meßkleider bringen, von denen ihm die meisten durch schöne Wiener Komtessenhände gestickt und verehrt waren. Die beiden geistlichen Herren besprachen sich über alle diese Herrlichkeiten so eingehend und mit solcher Sachkenntnis, wie etwa zwei elegante Damen sich eine halbe Stunde über ihre Balltoiletten unterhalten können.

Die Folgen dieses angenehmen Lebens machten sich bald wieder bemerkbar; zweimal bereits hatten die Angehörigen etwa

50 000 Skudi bezahlt. Als Heinrich sich nun wiederum einer Kleinigkeit von 20 000 Skudi gegenüber sah, streikte die Familie; schließlich blieb dem Herrn Auditore della Sacra Rota Romana, nachdem er bereits sein Mobiliar verpfändet hatte, nichts übrig, als sich heimlich aus dem Staube zu machen und — wenigstens fürs erste — sich irgendwo inkognito aufzuhalten. In der Prälatur und bei den hiesigen Österreichern hat das natürlich schlimmen Eindruck gemacht. Von der Wohnung des Abwesenden ließ Hübner den Kaiserlichen Adler herunternehmen, damit dieses gute Tier nicht täglich Zeuge der Zornausbrüche sei, zu denen sich die getäuschten Gläubiger in der verlassenen Wohnung leider hinreihen lassen.

Heute ist orthodoxes Neujahr. Um diese Stunde ist in Petersburg die ganze vornehme Welt im Winterpalais versammelt, um dem Zaren Glück zu wünschen. Die Diplomaten stellen sich gegen 12 Uhr im Saale Peters des Großen im Halbkreise auf, so daß die Majestäten Cercle halten können. Hinter jedem Chef de Mission stehen seine Sekretäre und Attachés. Kaiser und Kaiserin erscheinen; ein Botschafter und Minister nach dem andern wird von den Allerhöchsten Herrschaften, je nach Lage der politischen Beziehungen bald freundlich, bald in gemessenem Tone angeredet; im Hintergrund gruppieren sich die Großfürsten und Großfürstinnen mit ihren Hoffstaaten, um das welthistorische Schauspiel genau betrachten zu können und keinen Blick zu verlieren, der zwischen den Majestäten und den Angeredeten gewechselt wird. In solchen Momenten kommt sich der Diplomat, vom Botschafter bis zum kleinsten Attaché, imponierend, gewaltig, als Ausdruck seines Jahrhunderts vor. Wenn dann die Szene abgespielt ist, die Schlitten und Karosse mit den galonierten Rutschern, Lakaien und Jägern vorfahren, die Wachen ins Gewehr treten, alle die Vertreter der Groß- und Kleinstämmen sich in ihre dicken Pelze hüllen, ein jeder, in seinem Wagen oder Schlitten zusammengekauert, durch die 20 Grad

einer
amilie;
nach-
übrig,
wenig-
In
natür-
es Ab-
ehmen,
ibrüche
assenen

ist in
s ver-
omaten
en im
önnen.
re und
ter und
a Herr-
freund-
ergrund
t ihren
rachten
en den
solchen
ter bis
usdruck
ie ab-
onierten
en ins
Klein-
seinem
) Grad

Kälte nach Hause stürmt, in der warmen Stube angelangt, sich seiner Uniform und Orden entledigt, die Zigarre ansteckt, um noch einmal im Geist den jüngstdurchlebten hehren Moment sich zu vergegenwärtigen — dann wird ihm wohl ums Herz, und mit der Rechten sich vor die Brust schlagend, stößt er den emphatischen Ruf aus: „Du bist doch ein ganz höllischer Kerl!“ — Ich bin recht froh, daß ich das heute nicht durchzumachen habe, sondern bei 15 Grad Wärme in Rom sitze und statt der dumpfen Winterpalaisatmosphäre die göttlichen Lüfte des Südens atme.

Vorgestern abend war ich bei Hübner, um ihm meine Digestionsvisite für ein Diner zu machen, zu dem ich gar nicht erschienen war, weil die Principessa Pallavicini mich bereits eingeladen hatte. Der Herr Botschafter sind in solchen Sachen sehr empfindlich und begreifen es nicht, wie man bei ihm abzusagen vermag. Er begrüßte mich aber doch sehr gnädig. Seine Empfangszeit ist die „avant-soirée“ — die Zeit vom Schluß des Diners bis zum Beginn der Soireen, also etwa von 8 bis $1\frac{1}{2}$ 10 Uhr.

Hübner erzählte mir, da ich anfänglich ganz allein bei ihm war — daß er seit Neujahr sich emsig an seinen Sixtus V. gemacht und deshalb seine ganze Lebensweise geändert habe. Er steht um 7 Uhr auf, geht dann sofort an die Arbeit und darf bis $11\frac{1}{2}$ Uhr, wo er gabelfrühstückt, nicht gestört werden. So hat er etwa 4 ganze ruhige Stunden täglich für den braven Sixtus übrig. „Gehen Sie denn schon an die Redaktion Ihres Werkes?“ fragte ich. „Jawohl! Der Stoff ist in Kapitel verteilt und alles geordnet. Ich habe dann angefangen zu schreiben. Auf dem ersten Bogen den Titel: Sixte Quint par le Baron de Hübner. Dann auf dem zweiten Bogen: Livre premier. Auf dem dritten: Introduction — Strich — und dann habe ich angefangen: Je compte écrire la vie du Pape Sixte Quint... diese neun wichtigen Worte habe ich den ersten Tag niedergeschrieben,

und dann ist mir die Feder entfallen und ich weiß nicht wie ich fortfahren soll.“

Den Anfang dieser Erzählung trug er ganz ernsthaft vor; beim Schluß lächelte er und räumte ein, daß es sehr schwer sei, ein Buch zu schreiben. —

Von dem Reiseprojekt der Kaiserin ist es jetzt ganz still. Die Commedia hat aber doch ein Resultat gehabt, welches wohl niemand erwartet hatte. Denn es ist der alte Familienzwist, der seit 3 Jahren zwischen den Häusern Sartiges und Colonna bestand, urplötzlich ausgeglichen worden, und heute sollte ein Gastmahl stattfinden, um die letzten Erinnerungen an jene Fehde zu tilgen.

Es hat aber die Feindschaft dieser beiden Geschlechter folgenden Ursprung.

Vor 3 Jahren traf Sartiges als Botschafter hier ein und bezog den Palazzo Colonna am Apostelplatz, den bereits mehrere seiner Vorgänger bewohnt hatten. Es entstand nun die Frage, ob Sartiges nicht als Mieter dem Besitzer jenes Palastes einen Besuch machen wolle, zumal da der Vermieter ein römischer Fürst sei. Solches Ansinnen wies aber der Gallier stolz mit den Worten von sich: ich bin als Botschafter meines Kaiserlichen Herrn mehr und stehe höher als alle römischen Fürsten; ich mache daher nicht den ersten Besuch, sondern erwarte diesen vom Fürsten Colonna, dem ich 25 000 Franken jährlicher Miete zahle. Diese Summe strich Colonna ganz freudig ein, aber zu einem ersten Besuch wollte auch er sich nicht herbeilassen, dieweil er Principe Romano, ja Principe assistente al soglio pontificio ist (Fürst des römischen Stuhls), was nicht etwa jeder hiesige Fürst, sondern außer Colonna nur noch Orsini ist, die beide allein das Recht haben, bei feierlichen Gelegenheiten neben dem Thron des Heiligen Vaters zu stehen, weil sie die ältesten Fürsten Roms sind.

So machte denn keiner von beiden den ersten Besuch, und obgleich sie unter ein und demselben Dache wohnten, taten die

beiden Schäfer und ihre Damen doch so, als ob sie einander gar nicht kenneten. Nun aber ist die Fürstin Colonna eine Spanierin, so sich früher nannte Donna Isabella Alvarez di Toledo, eine Tochter des Marchese di Villafranca und als solche eine Unverwandte der Eugenie de Guzmann Condesa de Téba, welche im Jahre 1853 den bekannten Louis, Kaiser der Franzosen, ehelichte. Als es nun hieß, daß Eugenie herkommen und bei Sartiges wohnen wolle, da rührte sich doch im Weibe Colonnas das edle kastilische Herz, und sie dachte darüber nach, wie sie dem Weibe Napoleons etwas Angenehmes erweisen könne; und sie besprach sich mit Don Johann, ihrem Gatten; und dieser willigte ein, daß der Hof des Palastes geebnet und gefegt und auch der Pferdestall gereinigt werde, eine Aufmerksamkeit, zu der er durch die 25 000 Franken Miete keineswegs verpflichtet war. — Und als nun Sartiges den plötzlich geebneten Hofplatz und den gereinigten Pferdestall sah, da schlug in ihm das gallische Herz und er rief aus: Colonna ist doch ein guter Bengel; ich will hingehen und ihm danken!

So kamen die beiden Männchen endlich nach 3 Jahren zusammen; und tags darauf schon erwiderte Colonna den Besuch.

Aber noch waren die beiden Weibchen nicht zusammengetroffen, da das eine sich immer noch scheute, dem andern den ersten Besuch zu machen.

Hier nun mußte die Kirche aushelfen, und zwar in der Person des Kardinals di Pietro. Bei ihm fanden sich am vorigen Sonntag, den 6. Januar, mittags 12 Uhr 15 Minuten so ganz zufällig, als ob nichts verabredet wäre, Mama Sartiges und Mama Colonna ein. Und Seine Eminenz machte beide miteinander bekannt, und nachdem die Commedia ganz ernsthaft unter dem roten Deckmantel des Kirchenfürsten ausgespielt war, begaben sich beide wieder von dannen und lehrten zurück in den Palast, den sie seit drei Jahren gemeinschaftlich bewohnen.

Zu heute nun hatte Colonna den Grafen Sartiges mit den Seinen zu einem Friedensmahle geladen. Aber das Mahl wird nicht stattfinden. Das finstere Schicksal ist dazwischen getreten, indem es gestern den Vater der Fürstin Colonna ins Jenseits abberufen hat.

Mit solchen Historien vertrieben wir uns hier die Zeit, im Winter 1866 auf 1867, wo alle Welt glaubte, jeder Tag werde in Rom die größten Ereignisse bringen. Statt dessen geht Heinrich mit 20000 Studi Schulden durch die Lappen, Hübner versucht in einem Alter von fünfzig und mehreren Jahren ein berühmter Geschichtschreiber zu werden, und der stets kampflustige Sartiges fällt plötzlich Colonna um den Hals, weil dieser den Pferdestall für Eugenie reinigen lässt, die gar nicht herkommt.

Inzwischen gehen die Verhandlungen zwischen Antonelli und Tonello in aller Ruhe und wie es scheint, mit gutem Erfolge weiter. Ricasoli will das von Cavour aufgestellte Problem lösen, eine freie Kirche in einem freien Staat herzurichten, somit muß er zunächst auf alle Vorrechte verzichten, welche bisher die Krone in Anspruch nahm und der Papst dem König nicht einräumen wollte, als da sind Ernennung der Bischöfe, Bestätigung usw. Diese Vorrechte, welche die Begezzische Mission vor 2 Jahren scheitern ließen, gibt Tonello jetzt auf und bahnt so in den Kirchenfragen eine Verständigung mit dem Vatikan an, die sich auch bald aufs politische Gebiet hinüberspielen kann. Denn Pio Nono ist jetzt einmal wieder sanfter gestimmt und äußerte noch vor wenigen Tagen, daß man seine Ausfälle gegen Italien, wie er sie erst jüngst in seiner Allocution losgelassen habe, nicht zu ernsthaft nehmen müsse.

Ein Hauptübelstand bleiben hier die Zuaven, diese fremden Söldlinge, die so übermütig auftreten, daß im Römer das Gefühl der Feindschaft immer mächtiger wird. Vom geheimen Nationalkomitee ist vor wenigen Tagen die gedruckte Aufrückerung an Roms Einwohner erlassen, sich des Besuches der

mit den
Mahl
chen ge-
nna ins
Zeit, im
er Tag
tt dessen
Lappen,
nehreren
und der
en Hals,
die gar
Antonelli
it gutem
sgefstellte
staat her-
erzichten,
er Papst
ernennung
elche die
Tonello
ndigung
e Gebiet
al wieder
daz man
in seiner
en müsse.
fremden
mer das
geheimen
kte Auf-
uches der

Theater zu enthalten, um dort nicht mit den verhafteten Zuaven zusammenzutreffen. Dieser Befehl ist aber selbst bei den aufrichtigen Liberalen in sehr zweideutiger Weise aufgenommen worden, und obgleich das Komitee droht, diejenigen, welche dawider handeln, zu notieren, so fragt es sich doch, ob die schöne Römerin, die kein größeres Glück kennt als die Oper und das Ballett, diesen Vergnügen entsagen wird, nachdem sie bereits so viel für die Anschaffung ihrer neuen Theatertoilette ausgegeben hat, außerdem nicht weiß, wie und wo sie sonst ihre Abende hinbringen soll.

Eine andere Geschichte, welche dasselbe Komitee jüngst losgelassen hat, ist gleichfalls spaßhaft. Am Freitag abend voriger Woche erscheinen in einem Hause der Via delle vite vier päpstliche Gendarmen, klingeln eine Treppe hoch, fragen das öffnende Mädchen, wo der Graf Corberon sei und verlangen auf die Erklärung, daß er ausgegangen, in seine Stube geführt zu werden, um seine Papiere zu untersuchen. Da sie einen Befehl vom Polizeidirektor Monsignor Randi vorzeigen, so muß das Mädchen die Stube öffnen und ruhig zusehen, wie die Gendarmen sich gewisser Papiere bemächtigen und damit abziehn. Geld, Waffen und andere Wertgegenstände werden von ihnen nicht angerührt.

Tags darauf erfährt aber die ganze Stadt, daß die vier Gendarmen Agenten des Nationalkomitees gewesen, die sich verkleidet und einen Befehl Randis nachgemacht hatten, um die Papiere zu entwenden, die, wie es heißt, sich auf eine legitimistisch-bourbonische Verschwörung beziehen, zu deren Hauptfaiseurs jener französische Graf Corberon gehört. Eine ganz ähnliche Gendarmengeschichte hat das Komitee vor 4 Monaten im Palazzo Valdrambrini in der Ripetta bei einem Neapolitaner ausführen lassen, wo sehr kompromittierende Papiere gefunden, sodann nach Neapel geschickt, später aber — nach genommener Einsicht — fast sämtlich dem Besitzer per Post wieder zugesellt wurden.

Donnerstag, 24. Januar 1867.

Wir hatten hier in der vorigen Woche solche Stürme an der Küste, daß nicht ein einziges französisches Schiff richtig eintraf. Am vorigen Montag den 21., dem heiligen Agnesentag, der für Rom soviel wie Frühlingsanfang bedeutet, änderte sich das Wetter; heute singen die Vögel unter meinem Fenster, und auf dem Rasen wird das Gras gemäht.

A Sant' Agnese

Lacerta in paese.

„Am heiligen Agnesentag zeigen sich wieder die Eidechsen.“
Und mit ihnen die Fremden.

Unter den Passanten erschien auch ein Herr Bergenroth, begleitet von Herrn Friedmann, beide aus Königsberg, voller Kenntnisse, seit mehreren Jahren in Simancas in Spanien damit beschäftigt, die auf Karl V. und Philipp II. bezüglichen Urkunden zu sammeln. Ich speiste kürzlich mit ihnen bei Spillmann — dem hiesigen Schott — dazu hatten sich auch Odo Russell, Cartwright, Sir John Aclon, Grand-Duff (Parlamentsmitglied), Arnim und Graf Alceo-Valley eingefunden. Auch Gervinus war dort, gab aber wenig zum besten, da ihn die Gegenwart von Preußen präokkupiert. Er ist mit der Geschichte des Jahres 1866 nicht einverstanden und in seinen patriotischen Hoffnungen so gestört, daß er es in Deutschland nicht länger aushält.

Rom, 1. März 1867.

Bergenroth habe ich öfters gesehen. Sein Leben ist ein Roman. Im Jahre 1848, wo er schon Kammergerichtsassessor war, schloß er sich der Revolution an und stand an der Ecke der Taubenstraße auf der Barricade. Als im folgenden Jahr der „rettende“ Manteuffel seine stramme Reaktion über Preußen verhängte, schrieb Bergenroth dem Justizminister, daß seine politischen Ansichten ihm einstweilen nicht gestatteten, im Staatsdienst zu verbleiben; er müsse eine Zeit abwarten, wo ein anderer Minister die Justiz leite. Dann ging er auf

67.
ne an
richtig
nesen-
nderte
enster,
chsen."
enroth,
voller
panien
iglichen
en bei
ch auch
Parla-
funden.
ihm die
schichte
otischen
länger
1867.
ist ein
sassessor
an der
lgenden
on über
minister,
tatteten,
warten,
er auf

einige Zeit nach Frankfurt a. M. und bald darauf nach Amerika im Auftrag einer Gesellschaft, die in Kalifornien Ländereien ankaufen wollte. In San Franzisko angelangt, verlor er alle seine Effekten, und als er sich nach dem Handelshause erkundigte, an welches er adressiert war, erfuhr er, daß es nicht mehr existiere. So war er vis-à-vis de rien und lebte vier Wochen hindurch ohne Brot und Salz von rohen Kaninchen, die er sich in den Waldungen erlegte. — Seine Intelligenz verschaffte ihm aber bald in der ganzen Gegend ein solches Ansehen, daß sich ihm etwa 70 Kolonisten aus aller Herren Länder anschlossen und als ihrem Häuptling huldigten. Er gründete nun ein selbständiges Fürstentum, in dem er als Autokrat lebte. Eine verlassene Ortschaft wurde seine Residenz. Da sie aber in einem Grenzdistrikt lag, hatte er bald Händel mit den Amerikanern, die zwei Kanonen, unterstützt von Kavallerie, gegen König Bergenroth auffahren ließen. Inzwischen langte für ihn Geld aus Europa an. Die Korrespondenz von San Franzisko nach Deutschland und die Sendung von dort nach Kalifornien ging damals noch recht langsam. Aber das Geld kam, und nun gab er seine Herrschaft auf, um nach England zu ziehen. Er hat als König drei Todesurteile unterzeichnet, ist aber stolz darauf, daß er sie nicht hat ausführen lassen.

In England kam er mit der historischen Gesellschaft in Be- rührung, die alle auf das Inselreich bezüglichen Urkunden sammeln läßt. So wurde der Königlich Preußische Kammergerichtsassessor a. D. aus Masuren in Ostpreußen zuerst König und dann englischer Historiker. Nachdem er nun über zehn Jahre in Simancas gesammelt hat, bereitet er sich jetzt vor, eine Geschichte Karls V. zu schreiben.

Er ist im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert so bewandert, als ob er mit allen hervorragenden Persönlichkeiten jener Zeiten gelebt hätte. Und was er nicht wußte, das wußte gewiß sein Begleiter Friedmann, der sich ganz besonders auf Philipp II. von Spanien geklemmt hat.

Vorigen Mittwoch frühstückte ich mit Odo Russell bei Liszt im Kloster Santa Francesca Romana. Er sang uns einige seiner Lieder vor, die in sechs Heften existieren, aber wenig bekannt sind, obgleich sie den charakteristischen Stempel aller seiner Kompositionen haben. Nachher spielte er aus seiner neuen Messe: „Christus“.

Nach langen Jahren habe ich einmal wieder etwas recht Gefährliches unternommen, nämlich einen Roman zu lesen. Der letzte deutsche Roman, den ich verarbeitete, war „Soll und Haben“; das geschah vor ungefähr dreizehn Jahren. — Nun spielte mir kürzlich Fanny Lewald ihr achtbändiges Werk „Von Geschlecht zu Geschlecht“ in die Hände, und da habe ich mich denn vierzehn Tage hindurch mit schrecklichen Aufregungen herumschlagen müssen. Denn das Buch ist meisterhaft gearbeitet und jeder Charakter so vortrefflich gezeichnet, daß man unwillkürlich den ganzen Tag mit den Personen lebt. Ich unternehme aber fürs erste nicht wieder ein solches Abenteuer; es hat mich sicher ein Jahr meines Lebens gekostet.

Rom, 14. März 1867.

Der Straßenkarneval war diesmal so öde, wie er wohl seit den Jahren 1810 und 1812 nicht gewesen ist. Selbst der sonst so reizende Moccoletti-Abend war dunkel und still. Das Nationalkomitee hatte nämlich der Bevölkerung befohlen, sich aller Teilnahme am Corso und an den Festinos, den Maskenbällen im Theater zu enthalten. Und dieser Befehl ist pünktlich ausgeführt. Die wenigen Wagen mit Verkleideten waren von der Polizei bezahlt.

Unter den Fremden befindet sich auch der arme Leutnant Hellhoff vom 12. Regiment, der bei Gitschin beide Beine verloren hat. Das rechte Bein ist mit dem Knie abgeschossen, das linke hat unterhalb des Knie abgenommen werden müssen. Die Rettung des letztern gibt ihm die Möglichkeit des Treppensteigens und ist also bei dem namenlosen Unglück ein großes

Glück. Ich sah Hellhoff zuerst am Fasnachtsmontag auf einem Ball im deutschen Künstlerverein, wo sich ihm natürlich alle Welt näherte und sich ihm vorstellen ließ. Auch der König von Bayern war dort, fragte nach dem preußischen Offizier und ging ihm entgegen, als dieser sich nicht rasch erheben konnte. An einem der folgenden Tage haben ich und einige andere Preußen im „Falcone“ ganz fidel mit Hellhoff getafelt und die Liebenswürdigkeit bewundert, mit der er sein Unglück erträgt. Viel schlimmer ist ein Major von Wittich vom Kaiser-Franz-Regiment daran, der bei Trautenau eine Kugel in den Nacken bekommen hat, wodurch sein Nervensystem so erschüttert ist, daß weder die deutschen Bäder noch der römische Himmel ihn herzustellen vermögen.

Im vorigen Herbst tat sich hier plötzlich ein Commendatore Naldini als Geschäftsträger des Fürsten von Monaco auf und führte sich durch pomphafte Annoncen und Visitenkarten beim diplomatischen Corps ein. Kein Mensch wußte sich den Grund zu erklären, weshalb Fürst Karl III. Honorius Grimaldi seine 15 Quadratmeilen nebst 1307 Untertanen mit einem Male in Rom vertreten zu sehen wünschte, und Hübner fragte in Wien an, ob er diesen neuen Repräsentanten wirklich als Kollegen behandeln solle. Vor vier Wochen ist dies Problem gelöst. Der Gouverneur von Ulm, Graf Wilhelm von Württemberg nämlich, welcher in zweiter Ehe mit Florestine von Monaco vermählt ist, erschien hier mit seiner Tochter Eugenie und deren Hofdame Fräulein von Biegeleben, und da diese Herrschaften den Winter in Rom zubringen wollen, so hatte vorsorglich Karl III. von seinem Souveränitätsrecht Gebrauch gemacht und schon im Herbst den edlen Naldini zu Orden und Diplomatenfrack begnadigt, damit er hier Florestine beschützen könne.

Auch Württemberg hat hier einen Geschäftsträger in der Person des vortrefflichen Bankiers Kolb. Am 22. Februar gab dieser ein Diner zu Ehren der Prinzessin Florestine, die

ich zwei Tage zuvor kennen gelernt und die so amüsant und hübsch ist, daß ich mich sehr gut mit ihr unterhielt; daraufhin hatte sie den Wunsch zu erkennen gegeben, mich mit zur Tafel zu ziehen. Herr von Kolb hatte mich gebeten, die Gäste zu placieren. Zunächst dachte ich dabei an mich und sicherte mir als Nachbarin die reizende Baronin Biegeleben. Kolb selbst empfahl ich, die Prinzessin Florestine zu führen; Monsignore Prosperi mußte der Tochter als Kavalier dienen, zu deren Rechten ein junger päpstlicher Dragoneroffizier, Graf Leiningen, saß. Zur Rechten und Linken des Grafen Wilhelm, der die Wissenschaft liebt, wurden Visconti und Gregorovius aussehen. Somit blieb für Naldini der Platz zwischen Leiningen und Gregorovius.

Ich übernahm es, den Herren vor Tisch ihre Plätze anzudeuten. Auch Naldini erhielt von mir die erforderliche Weisung, die er anfänglich mit vollem Einverständnis aufnahm.

Die Herrschaften waren noch nicht erschienen; jeden Augenblick erwartete man ihre Ankunft, da es bereits 10 Minuten über 5 Uhr war.

Plötzlich bemerkte ich auf Naldinis hoher Stirn eine unruhige Bewegung, die deutlich zeigte, daß in seinem Diplomaten-schädel etwas Großes vorging. Mit jeder Sekunde wurden die Furchen düsterer — dann ein scharfer, stechender Blick, der sich auf mich richtet — er erhebt sich von seinem Stuhl, er nimmt mich bedeutungsvoll untern Arm — er führt mich ins Nebenzimmer. Die Donner rollen; das Gewitter bricht los. Vous m'avez indiqué la place entre Mr. Gregorovius et le comte de Linange. — Oui, Monsieur. — De cette manière j'aurais le pas après le Comte de Linange . . . meine Lage war furchtbar. Wenn er fortfuhr und mir auseinandersetze, daß nicht nur Leiningen, sondern auch ich bessere Plätze als er, der Vertreter von Monaco, hätten, so könnte ich nicht Fräulein von Biegeleben führen . . . aber glücklicherweise war er noch weniger erleuchtet als ich gefürchtet hatte. Er blieb bei

dem Rechtsfall Leiningen stehen, und da holte ich denn aus der Ahnentafel dieses erlauchten Geschlechtes so viele Beweise hervor und machte ihm die Stellung der Leiningen im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation so klar oder so unklar, daß ihm blau und grün vor den Augen wurde — es klingelt — die Herrschaften erscheinen — man setzt sich wie verabredet — und das ganze Diner war reizend amüsan. Nur Naldini spielte Geist Banco.

Rom, 29. März 1867.

Für Deinen lieben Brief, meine gute Mutter, vom 22. dieses Monats danke ich Dir herzlichst. In der vorigen Woche habe ich besonders viel an Dich gedacht, weil ich hörte, daß im ganzen Norden ein so strenger Nachwinter mit Schnee und Eis sich eingestellt habe; bei Empfang derartiger Nachrichten sehe ich jedesmal sofort Dein Wohnzimmer vor mir und habe immer das Gefühl, als müßte ich die dortigen Türvorhänge fester zuziehen und noch mehr Holz nachlegen lassen, damit es nur recht warm bei Dir sei.

Bei der jungen Gräfin Lovatelli, der Tochter der Gräfin Ugarte (Elisabeth Rochow), welche letztere hier im Januar eintraf, um der — inzwischen glücklich erfolgten — Entbindung ihrer Tochter beizuwohnen, speiste ich kürzlich mit Russell und einigen anderen Freunden; man war sehr lustig; ein Wort gab das andere; Rom — Deutschland — Berlin — Lübeck — Madame de Schlözer! und der Toast war fertig und man ließ mit vollen Gläsern meine gute Mutter hochleben. —

Liszt hat ein Klavierkonzert komponiert mit Quartettbegleitung, Kontrabass und Harmonium. Das wurde eben unter seiner Leitung probiert und war wieder ein unbeschreibliches Meisterstück, von Sgambati sehr schön ausgeführt.

Gestern war ich mit Liszt bei Bobrinsky, wo er nach dem Diner prachtvoll spielte. Ich kenne keinen höhern musikalischen Genuss, als ihn in solchem kleinen Kreise zu hören.

Vorigen Montag war, wie alljährlich um diese Zeit, ein großes Kirchenfest in Grottaferrata. Es war der Tag Mariä Verkündigung. Ein Wetter, wie es nicht schöner gedacht werden kann. Früh 8 Uhr erhielt ich zwei Einladungen von der Marchesa Lavaggi und der Principessa Pallavicini, mit ihnen nach Grottaferrata zu fahren. Das kam mir wie geschlichen. Um 10 Uhr Vereinigung bei Pallavicinis mit Duca di Gallo, Conte di Galli, Marchese Bitelleschi; lauter nette Menschen; und die Perle von allen, die Marchesa Rosa Lavaggi. Zunächst ein sehr anerkennungswertes Gabelfrühstück. Dann fuhr auf dem Hof des Palastes ein großer Char à banc vor, bespannt mit vier edeln Rappen. Um 12 Uhr Ankunft in Grottaferrata. Gang zur Kirche. Fahrt nach Frascati, in die reizende Villa Pallavicini, wo die gute Principessa in der richtigen Schätzung unserer Magenverhältnisse vorsorglich ein Göster, hier eine „Merenda“ genannt, zubereiten ließ, noch dazu im Garten unter den schönen Eichen, von wo der Blick über die Campagna schweift. In Grottaferrata auf dem Jahrmarkt, der besonders für den Verkauf der guten dortigen Schinken eingerichtet ist, hatten wir Trompeten, Tambourins und für unsere Hüte Blumensträuße gekauft, und während und nach der Merenda sowie auf der Rückfahrt nach Rom wurden diese musikalischen Instrumente nach allen Richtungen hin ausgebeutet. Das war so ein echt römischer Tag!

Rom, Montag, 15. April 1867.

Gestern war ich im Palazzo Ruspoli. Ältere Römer schildern, wie Louis Napoleon in diesen Räumen als geckenhafter „Paino“ mit seiner Mutter Hortense gelebt habe.

Schräg gegenüber, am Eingang zur Via Condotti, wohnte Elise Bacciochi (Schwester Napoleons I.). Das Donnerwetter im heißen Juli 1830 brachte zwar etwas Leben in die Geschichte Europas. Aber noch waren Nikolaus, Nesselrode, Metternich, Genz und Kamps zu mächtig, als daß der Herr Weltgeist

nicht wieder in seine Schranken hätte zurückgewiesen werden können, und als einige unglückliche „Demagogen“ von einem deutschen Reichsparlament träumten, wurden sie auf die Wartburg geschickt. — Im selben Jahre 1830 wurde Louis auch sehr lebendig und nahm warmen Anteil an der Revolution in der Romagna, was reizend beschrieben ist in dem 1861 in Paris erschienenen Buche: „La Reine Hortense en Italie, en France et en Angleterre pendant l'année 1831. Fragments de ses mémoires inédites, écrites par elle-même.“ Man sieht daraus, wie tief Louis sich damals mit den Carbonari einließ, die er seitdem niemals wieder ganz hat aufgeben dürfen.

In der vorigen Woche hatte ich geschäftlich zu tun im Franziskanerkloster Aracoeli, wo der General des Ordens residiert. Ich ließ mich also bei dem Ministro Generale dei Minori Osservanti, Reverendissimo Padre Raffaele da Pontecchio melden und trug ihm meinen Fall vor. Er war sehr liebenswürdig. Eine längere Unterhaltung zeigte mir aber bald, wes Geistes Kind er war. „Dite un poco,“ fragte er unter anderem, „si parla in Prussia la lingua tedesca?“ Das ist der Mann, der die Angelegenheiten der Franziskaner beider Hemisphären zu leiten hat. Und das Charakteristische dabei ist, daß Pio IX. ihn eigens für diese Stelle ausgesucht hat. Denn als vor einigen Jahren die Franziskaner — ihrem alten Rechte gemäß — die vakante Generalsstelle dem freisinnigen Padre Rignano übertrugen, kassierte Seine Heiligkeit gegen alles Herkommen die Wahl des liberalen Geistlichen und ersetzte den Padre Raffaele.

Diese Minori Osservanti sind die Zwillingsschwestern der Kapuziner, unterscheiden sich aber äußerlich von letzteren dadurch, daß sie sich nicht den Bart wachsen, sondern ihn einmal in der Woche rasieren lassen. Jeden Mittwoch in der Frühe erscheint in Aracoeli ein Barbier von der Piazza Montanara und nimmt dann 160 Fratres unter sein Messer.

Vom Kapitol führt eine Treppe zum Eingang des Klosters, von wo aus man einen prachtvollen Blick über die Ruinen des Forum hat. Dort stand vor 103 Jahren an einem schönen Oktobernachmittag Gibbon und schaute auf die Pracht des alten Rom, während hinter ihm die Mönche in Ulacoeli die Vespers sangen. Der Moment ergriff ihn mächtig, und es stieg vor ihm auf das gewaltige Gemälde, welches er in seinem Geschichtswerk ausgeführt hat. „It was at Rome,“ schreibt er, „on the 15th of October 1764, as I sat musing amidst the ruins of the capitol, while the barefooted friars were singing vespers in the temple of Jupiter that the idea of writing the decline and fall of the city first started to my mind.“

Zur Weihnachtszeit ziehen die Kinderpredigten in Ulacoeli nicht nur viele Fremde, sondern auch Taschendiebe an, die in diesem Jahre sich einen Lord Grey mit seiner großen goldenen Uhrkette aussersehen hatten. Die Predigt begann; als sie zu Ende ging, merkte Grey, daß die Kette fehle. Erstaunt wandte er sich an seine Gattin, um ihr den Verlust mitzuteilen. Diese aber wunderte sich gar nicht, denn sie hatte, wie sie ihrem Gatten ganz kaltblütig mitteilte, gesehen, daß ein Dieb sie entwendet. Und auf die Frage des immer erstaunteren Gemahls, warum sie ihn denn nicht angerufen und den Diebstahl verhindert habe, antwortete sie mit der ganzen Gelassenheit der Insulanerin: „I did not know, if it was lady-like . . .“

Rom, 5. Mai 1867.

Rom lebt jetzt in der vollen Pracht des Frühjahrs. Das ist die Zeit der Gartenfeste, der Vignaten, Landpartien und Ausflüge in die Campagna und auf die benachbarten Castelle.

Vorigen Dienstag (30. April) gab Duca die Grazioli auf Castel Porziano ein Fest, zu dem 150 Personen geladen waren. Früh 10 Uhr fuhr ich mit Pallavicinis und Russell hinaus. Tags zuvor hatte es geregnet, wodurch Hitze und Staub gedämpft waren. Gegen Mittag war die ganze Gesellschaft ver-

losters,
Ruinen
schönen
cht des
oeli die
und es
seinem
reibt er,
idst the
singing
ing the
"Aracoeli
. die in
goldenen
zu Ende
ndte er
Diese
e ihrem
Dieb sie
ren Ge-
n Dieb-
belassen-
ike...
1867.
s. Das
ien und
Castelle,
ioli auf
i waren.
hinaus.
taub ge-
aft ver-

sammelt. Unter hohen Lauben standen im Garten die Buffets. Der Hof des Casinos war zu einem Tanzsaal umgewandelt, dessen Plafond aus Laubgewinden, Guirlanden und mächtigen Blumenkronen gebildet war, um das zu kühne Eindringen der Sonnenstrahlen zu verhindern. Und unter diesem duftenden Blütenhimmel rauschende Tanzmusik, stolz gehobene Frauenköpfe schwelende Locken, feurige Blicke — ich glaube nicht, daß am 30. April in den Stunden von 12 bis 6 Uhr auf einem anderen Punkte der Erdkugel 150 Personen sich mit solcher Begeisterung und so vergnügt zusammengefunden haben, wie diese Gesellschaft in Castel Porziano, die wie durchglüht war von südlischer Lust und Freude. — An demselben Tage hielt in dem heiligen Petersburg noch das Eis auf der Newa.

Rom, 10. Juni 1867.
Pfingstmontag

Am 15. Mai war ich mit Lavaggis und Pallavicinis abgereist, um eine ganz reizende Woche auf der schönen Villa zuzubringen, welche Lavaggis in der Nähe von Florenz besitzen.

Jedesmal, wenn ich nach Rom zurückkehre, bewundere ich von neuem unseren Capitolshügel, auf dem fast ein Jahrtausend hindurch die Geschichte der alten Welt gemacht wurde, und der wohl Größeres erlebt hat, als irgendein anderer Punkt der Erde. — Während des Mittelalters war er verödet und trug außer der Klosterkirche Aracoeli und dem Senatshause vermutlich nur melancholische Trümmer der einstigen Herrlichkeit. Der Campidoglio, wie er jetzt vor uns liegt, ist eine Schöpfung Michelangelos. Er zuerst fasste den Gedanken, dem durch die antiken Erinnerungen geweihten Hügel auch in der neuen Hauptstadt der Christenheit wieder Geltung zu verschaffen; unter dem prachtliebenden Farnese, Paul III., entwarf er den Plan zur Anlage dieses grandiosen Platzes.

Wie es auf dem Capitol der alten römischen Könige, dann der Republik und der Kaiser ausgesehen, vermag die Wissen-

schaft noch nicht genau zu bestimmen. Man weiß, daß dort die Zitadelle stand, daß auf dem Tarpejischen Felsen, welcher vom Garten unserer Gesandtschaft abstürzt, der capitolinische Jupiter in einem prächtigen Tempel thronte.

Viele Wege führen nach Rom, aber nur drei aufs Capitol.

Die flache breite Mitteltreppe, die von der Piazza Aracoeli hinaufsteigt, wurde im Jahre 1536 beim Einzuge Karls V. nach der Angabe Michelangelos angelegt. Rechts und links, am Fuße des Aufgangs, speien die so oft nachgebildeten beiden ägyptischen Löwen von Basalt ihre Wasserstrahlen, während oben die beiden kolossalen Dioskuren aus weißem Marmor mit ihren Rossen Wache halten, als wollten sie den in der Mitte des Platzes reitenden Marc Aurel beschützen.

Eine andere steile Treppe von 124 weißen Marmorstufen führt rechts zur alten Kirche hinauf. Die Kosten bestritten die Mönche von Aracoeli aus einem Allmosenfonds, den ihnen ihre Prozessionen mit einem wundertägigen Madonnenbild zur Zeit des schwarzen Todes im Jahre 1348 einbrachten. Um den Marmor umsonst zu beschaffen, wurden die Ruinen geplündert, die vom alten Prachttempel des Quirinus übriggeblieben waren. Der Kampf um den Marmor bildet überhaupt ein eigenes und höchst dramatisches Kapitel in der Geschichte Roms.

Rechts von der breiten Mitteltreppe führt eine Fahrstraße aufs Capitol und zu unserm Cafarelli. Diesen Weg legte im Jahre 1692 der Papst Innocenz XII. an, ein baulustiger, straßenverbessernder Herr aus dem alten neapolitanischen Fürstengeschlechte der Pignatelli, deren Wappen aus drei Töpfen, pignatte oder pile, besteht. Dies sonderbare Wappen ist an der Seite des capitolinischen Fahrweges auf einem hohen Postament angebracht, weshalb die Straße Via delle tre pile heißt. Will der Römer die Stärke seines Pferdes rühmen, so sagt er: il cavallo a fatto le tre pile. Die Straße ist nämlich so steil, daß es manchen Rossen gar nicht gelingt, einen

Wagen hinaufzubringen, und es ist ein ganz besonderes Vergnügen, an einem Tage wie dem heutigen (27 Grad im Schatten) bei praller Mittagssonne hinaufzusteigen. Bei der Ankunft auf dem Platz ist man dann freilich wenig disponiert, den Marc Aurel zu bewundern.

In Nummer 60 der engen Via del Bignaccio — einer Nebenstraße des Corso — fand ich vor einigen Tagen eins jener kleinen eleganten Häuser, wie sie zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts hier und in Florenz gebaut wurden. Über den einfach edlen Umrissen der Tür las ich die Worte: domum familiae Hispanicae Vage, und darüber eine Inschrift, wonach der gute Vaga zu jenen Menschen gehörte, die damals wie heute glücklich waren, in Rom zu leben. Nur scheint er nebenbei ein starker Melancholicus gewesen zu sein, denn über ein Seitenfenster hat er die fernere Bemerkung setzen lassen „Nihil tutum in miserabili seculo“, was man übersehen könnte: „In diesen miserablen Zeiten kann man sich auf nichts verlassen.“

Sonnabend vor 8 Tagen besuchte mich Liszt, um Abschied zu nehmen, da er noch am selben Abend nach Pest abreisen wollte. Er hat für die dortige Krönung eine Messe komponiert, die er selbst dirigieren soll. Er war noch unsicher, ob sie zur Ausführung kommen werde. Denn das Recht, die Krönungsmesse zu liefern, steht von alters her der kaiserlichen Kapelle in Wien zu. Nun aber hatte diesmal Liszt vom Primas die Auflorderung erhalten, die Messe zu komponieren, und gegen das Recht der kaiserlichen Kapelle ist von Ungarn aus durch die Presse und durch Deputationen so gewaltig agitiert worden, daß man in der Wiener Hofburg auch in musikalischer Hinsicht den nationalen Regungen der Magyaren hat nachgeben müssen. Liszt telegraphierte gestern der Fürstin Wittgenstein, seine Messe sei am Sonnabend glänzend aufgeführt.

Allen Pomp bei der Krönung in Pest hat Franz Josef wegen der Familientrauer abbestellt. Sonst wäre es dort gewiß ganz flott hergegangen. Denn wenn man von dem Luxus

hört, den noch kürzlich Metternich in Paris bei seinem Ball entwickelt hat, so scheint man sich über die Ereignisse vor einem Jahr rasch hinweggesetzt zu haben. Damals lief Hübner hier noch sehr übermütig herum, fabelte von einer Armee von 900 000 Mann, bezeichnete Venezien als treueste Provinz des Kaiserstaates und träumte ganz laut von Wiedereroberung der Lombardei und Restauration der Erzherzöge in Toskana und Modena. Ein jüngerer Bruder Lichnowsky, Graf Othenio, österreichischer Major, der damals von hier nach Mähren ging, sagte mir auf echt Wienerisch: „Das wird halt ein höchst interessantes Vergnügen für den Sportsmann, zu sehen, wie unsere Kavallerieschwadronen mit einander raufen werden.“

Übrigens ist er selbst ein famoser Draufgänger; der richtige Husarenhauptling. Kurz vor seiner Abreise hat er um eine Audienz beim Papst. Als guter Katholik hatte er den Wunsch, irgendein handgreifliches Andenken von Seiner Heiligkeit mit nach Hause zu bringen, wenigstens die Namensunterschrift des Pontifex Maximus unter dessen Porträt. Nun aber ist es verboten, den Papst bei Audienzen mit dergleichen Bitten zu behelligen, weil sonst die Indiskretion der Gläubigen gar keine Grenze finden würde. Auf den Einladungen zur Audienz ist dies Verbot besonders angegeben.

Indes — Not und Othenio Lichnowsky kennen kein Gebot. Er kauft sich eine große Photographie des Papstes, befestigt sie mit einer Nadel lose am Kragen seiner Husarenjacke, wirft darüber den Pelz und schreitet fröhlich und unbefangen durch die Heilige Anticamera, wo keiner der Hofsherren bei seinem Anblick etwas Böses ahnt. Nachdem er ins Kabinett des Papstes geführt ist, fällt er etatsmäßig auf die Knie, hört die gütigen Worte des Hohenpriesters an, erhebt dann sein Auge bittend zu dem Greise und bringt plötzlich sein unverfrorenes Gesuch vor, wobei er zugleich mit raschem Rück die Photographie vom Kragen reißt und sie unter dem Pelz hervorzieht. Der Papst ist durch diesen unvorhergesehenen Staats-

em Ball
or einem
bner hier
mee von
ovinz des
erung der
lana und
Othenio,
Mähren
ein höchst
ehen, wie
erden."
er richtige
um eine
Wunsch,
igkeit mit
schrift des
er ist es
Bitten zu
gar keine
ludienz ist
ein Gebot.
, befestigt
sarenjade,
mbefangen
herren bei
z Kabinett
Knie, hört
dann sein
ein unver-
Ruck die
Pelz her-
en Staats-
streicht so verdutzt, daß er nichts Besseres zu tun weiß, als zur Feder zu greifen und das ihm entgegengehaltene Corpus delicti mit seiner Unterschrift und einem Bibelspruche zu schmücken. Dann neuer Fußfall — Dank — pontificaler Segen — schleuniger Rückzug aus dem Kabinett — und in der Anticamera allgemeine Verblüffung über das plötzliche Auftreten der großen Photographie, mit der Herr Othenio triumphierend zur Tür hinauszieht. —

Vorigen Sonntag, 2. Juni, war ein großes geistliches Diner bei Hohenlohe, zu dem diese liebenswürdigste aller Eminenzen mich abermals geladen hatte. Folgendes die Veranlassung. Der bisherige Hauskaplan des Papstes, il predicatore Apostolico, der Kapuzinerpater Ludwig Pücher aus Trient, ein ausgezeichneter Prediger, sollte schon lange den Kardinalshut erhalten. Bei seiner letzten Fastenpredigt erschien Pio IX. und sagte ihm am Schluß, daß er heute zum letzten Male gepredigt habe. Das verstanden Pücher und seine Freunde so, daß er nun Kardinal werden solle. Darüber allgemeine Entrüstung im Vatikan und bei den Jesuiten; denn Pücher gilt für gefährlich für einen geheimen Italianissimus. Also alle Kavalen werden angespannt, und der Papst muß nachgeben. Aber er kann nicht umhin, irgend etwas für Pücher zu tun, da er ihm so feierlich erklärte, daß er nicht mehr predigen werde. Er macht ihn also zum Bischof in partibus von Iconium und zugleich zum Vikar des Domkapitels von St. Peter. Neuer Aufruhr im Vatikan! Denn das Domkapitel von St. Peter ist eine Gesellschaft von sehr vornehmen Leuten, und diese sollen nun mit einem Male in einem unsoignierten Kapuziner, der nebenbei politisch anrüchig ist und einen langen Bart trägt, ihren Vikar verehren. Der Kardinal Mattei, Vorstand des Kapitels, weigert sich also, Pücher als Bischof zu weißen. Letzterer wendet sich darauf an Hohenlohe, und dieser sagt ihm nicht nur die Weihe zu, sondern veranstaltet auch ein großes Diner, zu dem eine Menge Domherren von St. Peter, Kardinal

Altieri, der General und Prokurator der Kapuziner, Hübner und ich geladen waren. Hübner entschuldigte sich, d. h. er wollte mit diesem Italianissimus nicht speisen, erschien aber bei der Weihe am Sonntag früh, um die er sich nicht hätte drücken können, ohne Hohenlohe zu verlezen. Ich machte es umgekehrt und fand mich um 2 Uhr im Palazzo Valentini am Platz der Apostel ein, wo Hohenlohe jetzt wohnt. Es ist dasselbe schöne Palais, welches schon Debrosses im Jahre 1739 bewunderte. Damals war es Sitz des französischen Botschafters Saint Alignon, der in den prächtigen Räumen seine Diners und Feste gab.

Am Sonntag speisten wir nun, etwa 30 Personen, in der langen, hochgewölbten Galerie. Ich saß zwischen Monsignor Nardi von der Rota und Monsignor Talbot de Malahide, Geheimkämmerer des Papstes. Hohenlohe und Altieri gegenüber saßen der General der Kapuziner und der Prokurator, beide natürlich in ihren gewöhnlichen braunen Kutten, mit weißem Strick um die Taille und langen grauen Bärten. Es war ein Bild zum Malen, als einer der weißlivrierten Lakaien mit den Stickereien des Hohenloheschen Wappens auf den Galons die Champagnerflasche hinter den beiden ehrwürdigen Mönchen knallen und ihnen dann mit dem frivolsten Gesicht von der Welt den ungewohnten Schaumwein ins Glas perlen ließ.

Toast folgte auf Toast: Pio Nono, il Reverendissimo Monsignor Vescovo Pücher usw. Dazu sehr gutes Diner, die bunten geistlichen Gewänder, der verbissene Ärger einiger Domherren von St. Peter, die selbst inter pocula die ihnen durch Püchers Wahl beigebrachte Niederlage nicht vergessen konnten; der Toast auf Kaiser Franz Josef, den Landesvater Püchers, wurde ausgebracht vom Kardinal Altieri, der 1848 laut von seinem Balkon liberale Reden hielt, während gegenüber das Volk vom österreichischen Botschaftshotel die Wappen herunterriß.

Rom, 26. Juni 1867.

Am 29. Juni wird das achtzehnhundertjährige Erinnerungsfest der Martyrisierung der Apostel Peter und Paul gefeiert, von denen hier, wie die kirchliche Tradition sagt, der erstere gekreuzigt, der andere enthauptet ist. Außerdem werden am gleichen Datum fünfundzwanzig neue Heilige das Licht des Tages erblicken. Aus allen Himmelsgegenden, selbst aus dem Orient, dem fernen Indien, China und Amerika strömen die Bischöfe und Priester hier zusammen. Bis gestern waren schon etwa 15 000 eingetroffen, und bis zum 29. werden noch weitere Kontingente erwartet. Es sind darunter ganz seltsame Physiognomien und Kostüme, die schon am vorigen Donnerstag der Prozession des Corpus Domini einen eigentümlichen Charakter verliehen.

Heute früh hielt der Papst ein Konistorium in der Peterskirche ab, um dem gesamten Episkopat den Vorschlag zu einem neuen Brillantfeuerwerk, nämlich zu einem Kirchentanzil, mitzuteilen, wie solches seit mehr denn dreihundert Jahren, seit dem Tridentiner, nicht stattgefunden hat. Dies Konzil soll in anderthalb bis zwei Jahren zusammentreten, um alsdann die Unfehlbarkeit des Papstes zu einem Glaubensartikel zu erheben, den damals die Tridentiner sich weigerten anzuerkennen. Es ist freilich schon jetzt unter den Katholiken guter Ton, so zu tun, als ob der Papst unfehlbar wäre; aber diesen Satz als Dogma hinzustellen, ist neu und wird zu Weiterungen führen. Indes die Jesuiten sind dafür, und das erklärt alles. Der autokratische Pio IX. kann sich zudem in solchen Machtfragen nicht genug tun.

Eine Versammlung von Geistlichen wie die jetzige hat Rom noch nie gesehen.

Eine große Annehmlichkeit liegt für Pio IX. darin, daß diese Priester aus ihren verschiedenen Sprengeln viele Peterspfennige mitgebracht haben, die man im Vatikan augenblicklich recht gut verwerten kann. Da der Papst aber auch

zuweilen an sein Ende denkt, so hat er neulich durch seinen Finanzminister berechnen lassen, wieviel ein Conclave kosten würde; und da ein solches auf 240 000 Skudi berechnet worden ist, so hat er dem Säckelmeister sofort aus den reichen amerikanischen Geldsendungen diese Summe mit dem Befehl übergeben, selbige wohl und sicher zu verwahren, damit nach seinem etwaigen Tode kein Geldmangel den schleunigen Zusammentritt eines Conclaves verhindern, sondern letzteres augenblicklich berufen werden und den neuen Nachfolger Petri wählen könne. Der Papst hat die Sache so eifrig betrieben, daß er von dem Finanzminister verlangt hat, er solle das Geld gleich mitnehmen und es zu dem Ende in ein Schnupftuch wickeln. Da dies aber alle die amerikanischen oder spanischen Goldstücke nicht hat fassen können, so hat der Papst eine große Serviette verlangt, sie mit den Conclavegeldern angefüllt und dann den Minister fortgeschickt, damit er den Schatz irgendwo in Sicherheit bringe. —

Liszt ist vor acht Tagen sehr vergnügt aus Pest zurückgekehrt. Seine Messe hat großen Beifall gefunden, und das Kommandeurkreuz des heiligen Stephan hat ihm sichtlich Scherz bereitet. Im August wird er auf Einladung des Großherzogs von Weimar seine „Heilige Elisabeth“ im Wartburgsaal aufführen.

Rom, 13. Juli 1867.

Wir müssen alle suchen, mein guter Bruder, unsere Nerven soviel wie möglich in Ordnung zu halten, denn die Weltgeschichte tut redlich das ihrige, um das Menschengeschlecht entweder ganz apathisch zu stimmen oder es in fortgesetztem Fieber zu erhalten. Alles ist freilich schon einmal da gewesen, aber die Massenhaftigkeit der Ereignisse und die Raschheit, mit der sich jetzt der Faden der Geschichte abspint, ist denn doch neu. Reichsparlament — Drohen eines deutsch-französischen Krieges — acht Tage Konferenz in London — Beschwichtigung der

Kriegsgefahr — Pariser Ausstellung — Pilgern der Souveräne nach Paris — dazwischen ein kleines Attentat — das Ende Maximilians, während Franz Josef sich in Pest krönen lässt — hier das große Kirchenfest — ein ökumenisches Konzil in Aussicht — ein Kaleidoskop!

Die Feierlichkeiten hatten Rom auf acht bis vierzehn Tage bunt belebt mit ihren zahllosen Geistlichen und auswärtigen Gläubigen. Viel Interesse erregten die orientalischen Bischöfe. Schon ihre prachtvollen, schwerseidenen, violetten Gewänder, dazu die markanten Gesichtszüge, machten Aufsehen. Einer ließ sich auf dem Pincio einen Teppich ausbreiten und rauchte darauf mit untergeschlagenen Beinen seinen Tschibuk. Als der Papst vor dem Tor spazieren ging und dort auf zwei armensche Bischöfe stieß, wußten diese ihm keine größere Ehre zu erweisen, als indem sie ihm ihren Segen erteilten. Sie sind das bei sich zu Hause so gewöhnt; den Papst hat es aber doch etwas verlezt. Ein chinesischer Bischof konnte in der Audienz bei Pio IX. weder lateinisch noch französisch; nachdem letzterer ihn vergeblich in allen möglichen Sprachen angesprochen, rief er endlich aus: „Tu è un brutto servo di Dio!“ und entließ ihn damit. — Wenn der Papst das Hochamt celebriert, so hat er gewöhnlich die Gnade, einen der hiesigen Patriarchen auszuwählen, damit er das Meßbuch hält. Diese „hiesigen“ sind römische Geistliche mit imaginären Titeln von Patriarchen orientalischer Diözesen. Die fühlen sich dann sehr geehrt. Jetzt aber, wo der wirkliche Patriarch von Konstantinopel und andere seiner orientalischen Kollegen hier waren, ließ der Papst diese zum Halten des Meßbuches auffordern. Das nahmen diese Herren aber sehr übel, fanden darin gar keine Ehre, meinten, das sei etwas für die Sakristane, aber nicht für sie — und der Papst mußte sich einen Abendländer aussuchen.

Das Kanonisationsfest am 29. Juni in St. Peter bot einzelne prachtvolle Momente. Dass 20 000 Kerzen dort brannten, war schon keine Kleinigkeit. Aber wirklich schön war der Ein-

zug der fünfhundert Bischöfe, alle in vollem Messornat, jeder eine brennende große Kerze in der Rechten haltend. Ergreifend war auch später ein Gesang von vierhundert Sängern, die an drei Stellen der Kirche verteilt standen. Der Engelsgesang — ausgeführt von einem Chor von achtzig Knaben — erschallte hoch oben von der Kuppel.

Im übrigen muß unsereins bei solchen Schaufesten viel Unverdauliches mit in den Kauf nehmen. Eigentümlich ist für uns schon der Gedanke, daß ein Mensch wie der Spanier Don Pedro Arbues de Epila zu fast göttlichen Ehren erhoben und kanonisiert wird, weil er eins der tätigsten Mitglieder der Inquisition gewesen, täglich in Saragossa Gericht gehalten, fleißig, klug und aufmerksam in der Entscheidung der Fälle gewesen und schließlich, nachdem die Erbitterung sich aufs höchste gegen ihn gesteigert, ermordet worden ist. Sehr unangenehm wurde empfunden, daß eine große Fahne, auf welcher seine Helden-taten gemalt sind, bei der Prozession durch Unvorsichtigkeit eines der Träger plötzlich zusammenbrach.

Als ich eines Morgens aus dem Caffarelli trat, um eine Fahrt nach Civitavecchia zu unternehmen, stand plötzlich ein kleiner, grauer, verwachsener Mann mit rundem Reishut vor mir; ich erkannte alsbald in ihm Hutmacher aus Petersburg, den einst mächtigen Unterstaatssekretär im Finanzministerium Knäjevitsch Anno 1859 und 1860, jetzt Mitglied des Senats, wo er den Richter spielen und in Sachen aburteilen muß, von denen er selbst bekannte, nichts zu verstehen. Der Mann war also, wie so viele gefallene Größen, auch einmal nach Rom gekommen, um hier zu lernen, was das heißt, sein Leben und Dasein genießen; und er gestand mir denn auch, daß er mit Schrecken an den September denke, wo er wieder in Petersburg sein und dreimal die Woche „in Uniform“ den Sitzungen seines Senatsdepartements beiwohnen müsse. Er machte mir von den russischen Finanzen keine günstige Beschreibung. Jährliche Auszahlung von dreißig Millionen Zinsen in klingender

Münze ans Ausland! Und da das Inland dies Geld nicht aufbringt, so müssen immer neue Anleihen gemacht werden!

Rom, 18. Juli 1867.

Deinen lieben Brief vom 3. Juli, teure Mutter, habe ich richtig erhalten. Es war der erste Brief, auf dem das alte historische T. T. fehlte; dieser Stempel, den einst der k. k. Rämerer und fürstlich Thurn und Tarissche Postdirektor Graf von Kurzrock mit so gewaltiger Hand geschwungen, und der nun seit dem 1. Juli d. J. mit seinem ganzen Postfürstentum auch ins Grab gestiegen ist.

Der Brief hatte übrigens eine lange Reise hinter sich, vom 4. bis 13. Juli, also neun Tage. Er war in Österreich umhergeirrt, ist dann „retour Norddeutschland“ gegangen, hat sich schließlich aber kühn durch Frankreich durchgeschlagen.

Noch originellere Erfahrungen kann man im Kirchenstaat selbst machen. Der römische Postbeamte versteht wenig deutsch. Die Adresse „Sr. Hochwohlgeboren“ deutet er Signor h. und legt den Brief ins Buchstabenfach h. Dort ist er dann für alle Zeit begraben. Allerdings ist die Postdirektion in der Familie des Fürsten Massimo erblich, die in ihrem Wappen die für alle Briefempfänger höchst tröstliche Devise führt: „Cunctando restituit.“ („Durch Zögern richtete er auf.“) Sie bezieht sich auf den berühmten Maximus Cunctator, von dem sich die Massimo ableiten. Ich möchte im Hinblick auf die Briefe übersetzen: „Zögernd rückte er damit raus.“

Am 1. d. M. ist Harry Arnim seiner Familie gefolgt. Ich genieße den römischen Sommer mit seinem dunkelblauen Himmel, seiner imposanten Hitze, seinen glutenden Sonnenuntergängen, seinen märchenhaften Mondnächten. Wer in Italien keinen Sommer zugebracht hat, weiß nichts von diesem Paradies.

Jetzt ist die Zeit, wo der Oleander in vollster Entwicklung steht. Unter dem matten Grün seiner zierlich-langen Blätter drängen sich die blaßroten Blüten zu solcher Fülle, daß der

Stamm fast zu schmächtig erscheint, um die schwere Krone zu tragen, daher beim leisesten Lufthauch in den Ästen, Blättern, Knospen und Blüten ein fortgesetztes Zittern und sanftes Wogen. Daneben breitet der ernste Granatbaum sein myrtenartiges, schweigsames Laub, aus dessen geheimnisvollem Dunkel hier und da die feuerroten, kleinen Blüten wie Edelsteine hervorglühen — unverkennbare Kinder des nahen Orients, von wo dieser so oft besungene Baum ins gastliche Italien einwanderte. Aus lichtem Alkaziengrün hebt sich schwarz und hoch eine Zypresse, die „mit unbekanntem Kummer, gleich einem Schatten durch den Garten geht“. Auch der Mais (gran-turco genannt) mutet mit seinem schankigen Stengel und breiten Blättern exotisch an; ebenso das riesige Schilfrohr, welches weite Felder bedeckt. Und diese ganze Pracht wird umflossen vom grünen Meer der Vignen mit ihren edlen Reben, aus denen die übermütigen jungen Ranken sich leck in die Lüfte ringeln.

Gestern abend fuhr ich mit Russell vor die Porta San Giovanni. Bei der Acqua Santa stiegen wir aus, um den Sonnenuntergang zu bewundern. Vor uns lag die Campagna, braungedörrt von der Hitze. Nur der kleine Thymian hatte ihr widerstanden und grünte, weithin seinen aromatischen Duft verbreitend.

Vor uns dehnte sich lautlos die unendliche Fläche, besät mit den Trümmern der mittelalterlichen Wachtürme und klassischen Aquädukte, auf denen einst, wie auf Triumphbogen, die stolzen, klaren Gebirgswasser nach Rom rauschten.

Je tiefer die Sonne sank, desto rascher wechselten die Farbenzüge an den Sabinerbergen und den Höhen von Albano. Noch standen die Ruinen in Purpur. An ihren Mauerbogen und Pfeilern glänzte violett der Efeu. Plötzlich begann es im Tal zu dunkeln. Alle Farben verblaßten, und fern hinter Castel Gandolfo, dem Sommeritz des Oberhauptes der römischen Christenheit, erhob sich in sonnenborgter Pracht der Vollmond,

um sein lockendes Silberneß über die weite Ebene, über die Höhen und Tiefen der Erde auszuwerfen...

Das alles habe ich nun schon hundertmal gesehen, und doch ist der Eindruck stets von neuem ergreifend.

Sonnabend, 20. Juli.

Vorigen Mittwoch war in der Sixtina eine Trauermesse für Kaiser Maximilian, bei der der Papst selbst die Absolution erteilte. Hätte doch der abenteuerliche Fürst im April 1864, als er sich hier zeigte, auf den Rat des schlauen Pasquino gehört:

Massimiliano, non ti fidare,
Torna sollecito a Miramare!
Il trono fracido di Montezuma
È nappo Gallico colmo di spuma.
Il „timeo Danaos“ chi non ricorda
Sotto la clamide trova la corda!

(„Max traue nicht, kehre rasch nach Miramare zurück. Der vermoderte Montezuma-Thron ist ein gallischer Becher voll Schaum. Wer nicht an das „timeo Danaos“ denkt, findet unterm Kaisermantel den Strick!“)

Aus dem Strick ist Pulver und Blei geworden. Die schöne Charlotte führt ein geistig umnachtetes Dasein in Miramare. Und wenn auch noch so viele Trauermessen gelesen und noch so viele Kondolenzbriefe nach Wien geschickt werden, wird die Welt sich doch bald entnütztern und einsehen, daß ein Idealist nirgends weniger am Platze war, als drüben in Mexiko.

Der jetzige Pasquino ist von Marmor. Ursprünglich war er von Fleisch und Blut. Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts gab es hier einen Schneider dieses Namens, der à la „Zwickauer“ oder „Müller und Schulze“ schnoddrige politische Witze losließ. Bald nach seinem Tode fand man in der Gegend der Piazza Navona, wo Pasquino gewohnt hatte, eine Marmorstatue, die nur halb vergraben gewesen war. Ihr Rücken

hatte bis dahin als Straßenpflaster gedient. Dieses sehr verdorbene Werk — eigentlich nur noch ein Torso — schien den Römern geeignet, zur Erinnerung an den seligen Pasquino vor dessen ehemaliger Wohnung aufgestellt zu werden. Dadurch erhielt es selbst den Namen Pasquino. Wurden nun politische Wiße gemacht, so pflegte man sie auf Pasquino zurückzuführen; meistens wurden die „Pasquelle“ aufgeschrieben und nachts an der Statue befestigt, sie erschien manchmal sogar in sarkastischer Ausstaffierung, um irgendeine hochstehende Person lächerlich zu machen. Als Urban VIII. Barberini durch franzößische Intrigen Papst geworden war, gab man dem Pasquino einen Papagei in den Arm. Da der Papagei im Italienischen pappagallo heißt, war mit papa-gallo alles gesagt.

Viele Leute amüsierten sich an solchen Pasquimaden. Andere nahmen die Sache krumm, so Hadrian VI., der schwerfällige Niederländer, der gar nicht für die leichtlebigen Römer geschaffen war und besonders über Pasquino sich höchst erboste. Eines Tages wollte er ihn in den Tiber werfen lassen. Der Kardinal von Soissons verhinderte den Papst daran, indem er warnte, Pasquino werde im Tiber mehr schwadronieren und klatschen als alle Frösche. Bald darauf war Hadrian von neuem wütend und beschloß, Pasquino verbrennen zu lassen; aber auch daran verhinderte ihn der Kardinal durch den scherhaften Einwand, daß Pasquino dann wie ein Phönix aus der Asche sich erheben und die römische Bevölkerung alljährlich den Todestag ihres Lieblings wie den eines zweiten Sankt Lorenz feiern werde. So wurde Pasquino gerettet.

Das merkwürdigste ist, daß diese ganz verstümmelte Statue eines der schönsten Kunstwerke des Altertums ist und an die Epoche des Phidias erinnert. Das entdeckte zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts der geniale Bernini. Er erkannte in dem Torso einen Menelaus und in dem damit zusammenhängenden Marmorrest den Patroklos; das Ganze war eine Gruppe des Menelaus mit dem Leichnam des Patroklos ge-

wesen, wie eine ähnliche, sehr wohl erhaltene, sich noch heute in Florenz befindet.

Jetzt steht Pasquino auf der Piazza Pasquino mit dem Rücken gegen den schönen Palazzo Braschi. Im letzteren wohnte im vorigen Jahr der Abt Fischer, der neuerdings bei Gelegenheit des Todes Maximilians so viel genannt wurde und von Mexiko nach Rom kam, um die Konkordatsangelegenheit für den Kaiser zu ordnen. Er stammt aus Württemberg, war ursprünglich Advokat, schwenkte dann zum Katholizismus, wurde Geistlicher, spielte als solcher in Mexiko gesellschaftlich eine Rolle und gab auch in Rom höchst opulente Diners, nach denen er prachtvolle Havannas rauchte ließ. Solches Diner machte ich bei ihm am Tage des Corpus Domini vorigen Jahres mit.

Rom, Montag, 22. Juli 1867.

Vorigen Freitag besuchten Odo Russell und ich den guten Liszt in seinem Kloster, um ihm unsere Wünsche für die Reise nach Deutschland auszusprechen. Die Rede kam zufällig auf Rossini, und da Russell nach Paris geht und den großen Maestro nicht kennt, erbot sich Liszt, ihm durch ein Empfehlungsschreiben zu seiner Bekanntschaft zu verhelfen. Dabei plauderte er über sein Zusammensein mit dem jetzt dreiundsiebzigjährigen Rossini, sprach über seine Opern, spielte einen Teil der Ouvertüre zum „Wilhelm Tell“ und fuhr dann fort, uns seine originelle Persönlichkeit und seine Liebhabereien zu beschreiben. So erzählte er auch von Rossinis „Semiramis“ eine Geschichte, wie sie ihm aus der Jugend vorschwebte.

Es war im Jahre 1822. Die europäischen Staatslenker hatten wieder einmal das Bedürfnis, zu einem Kongreß zusammenzutreten, um über das Wohl der Völker zu beraten. Zum Ort der Vereinigung war Verona gewählt. Dort, unter dem schönen Herbsthimmel Italiens, hofften Fürsten und Minister die richtigen Inspirationen zu finden, um endlich die

fatalen Demagogen zu bändigen, die trotz aller Kongressakte von Wien, Troppau und Laibach sich erfreut hatten, auf der Pyrenäischen und Apenninischen Halbinsel das Stilleben zu stören, mit dem die edle Restauration die europäische Menschheit beglücken wollte. Im September machten die Potentaten sich auf den Weg, gefolgt von den Kanzleien ihrer Metternich, Lebzeltern, Montmorency, Chateaubriand, Wellington, Canning, Hardenberg, Bernstorff, Nesselrode, Lieven, Pozzo di Borgo und wie sie alle heißen, diese Sterne des goldenen Zeitalters der Restauration, die so richtig prophezeit hat: *Après nous le déluge!*

Als alles versammelt war, begannen die Konferenzen und mit ihnen die rauschenden Festlichkeiten.

Eines Tages war ein kleines Diner beim Fürsten Metternich. Unter den Gästen befand sich auch Rossini, der damals am Anfang seiner Laufbahn stand, aber schon durch seine ersten Opern das Herz des österreichischen Staatenlers so sehr gewonnen hatte, daß dieser ihn nach Verona einlud und fast täglich sah. Rossini war so recht der musikalische Held der damaligen vornehmen Welt. Auch Nesselrode berauschte sich an seinen Melodien und hat bis zu seinem Lebensende eine tiefe Verehrung für den Maestro bewahrt; in Petersburg sah ich in seiner stillen Arbeitsstube in der Liteinij im Jahre 1862 nur vier Portraits: Wellington, Suwaroff, Schiller und Rossini.

Damals, im Jahre 1822, war der revolutionäre Wilhelm Tell mit seinem demokratischen Terzette noch nicht erschienen, und mit voller Unbefangenheit durfte die fashionable Gesellschaft sich ihrem Enthusiasmus für die reizenden Melodien Rossinis hingeben.

Genug, bei Fürst Metternich war Diner; die Unterhaltung drehte sich um Musik. Als man den Kaffee nahm, kam die Rede auf Volkslieder. Der Fürst nannte sein Lieblingslied. Es war: „Freut euch des Lebens.“ Er versuchte es vorzu-

ongrechte
n, auf der
illeben zu
e Mensch-
Potentaten
Metternich,
, Canning,
di Borgo
Zeitalters
après nous
renzen und
en Metter-
der damals
seine ersten
so sehr ge-
d und fast
e Held der
auschte sich
ssende eine
ersburg sah
Jahre 1862
hiller und
e Wilhelm
erschienen,
able Gesell-
Melodien
nterhaltung
n, kam die
eblingslied.
e es vorzu-

singen. Damit haperte es etwas, so daß er endlich forschte, ob jemand das Lied spielen könne. Schüchtern erhob sich aus einer Ecke ein junger österreichischer Kavalier, dessen Namen die Weltgeschichte nicht aufgezeichnet hat. Das Klavier wurde geöffnet, und der junge Mann trug — vermutlich mit größtmöglichstem Ausdruck — das Lied vor. Rossini hörte aufmerksam zu.

Damals arbeitete er an seiner für Venetien bestimmten „Semiramis“. Noch fehlte die Ouvertüre. Während des Dinners hatte Metternich sich schon angelegentlich erkundigt, ob die Oper bald aufgeführt werde; eine Primeur Rossinis hatte für ihn größeres Interesse als die sogenannten wichtigen *De-
peschen* und *Mémoires*, an deren Redaktion sich irgendein fader Botschafter wochenlang abgehärmte. Darin bewies der Staatskanzler einen ganz richtigen Geschmack.

Als Rossini nach Hause kam, ging er angeregt an die Ouvertüre. In seinem Ohr summte noch „Freut euch des Lebens“ — er dachte an das Entzücken Metternichs. Wie wäre es, wenn er für den Gönner eine zarte Aufmerksamkeit hätte? Gedacht, getan; er schrieb die Melodie auf, in das deutsche Volkslied wurden einige italienische Farben gemischt, und das Hauptmotiv der *Semiramis*-Ouvertüre war da.

Als die hochweisen Staatsmänner einig waren, daß nun wohl für ewig die Ruhe Europas gesichert sei, führte Franz I. von Österreich seinen russischen Kollegen Alexander nach Venetien, um ihm die schönste Perle seiner Krone zu zeigen. Markusplatz, Dogenpalast, Canale grande sollten brillant erleuchtet werden. Eine feenhafte Vorstellung in der Fenice durfte nicht fehlen. Wie schön, wenn man dort die neue Rossinische Oper, bevor sie Allgemeingut wurde, in einer Galavorstellung zum besten geben könnte! Der Maestro wurde bestürmt, *Semiramis* zum Abschluß zu bringen. Und der Sturm half. Die fertige Partitur wurde Hals über Kopf per Stafette nach Venetien geschickt.

Der Abend kam. Metternich schwelgte im Vorgenuß „La Fenice“ strahlend erleuchtet. In allen Logen ein glänzendes Publikum. Beide Kaiser erscheinen. Rossini ergreift den Stab. Der Staatskanzler drückt sich in seinen Fauteuil, um still zu lauschen. Die Ouvertüre beginnt. Nach einer kurzen Einleitung ertönt eine bekannte Melodie in sanftem Andante. Dann wiederholt das Orchester jubelnd: „Freut euch des Lebens!“

Liszt erzählte die Geschichte so amüsan, daß ich sie wiedergeben mußte.

Überhaupt kommt man mit diesem sprudelnden Geist nie zusammen, ohne etwas Interessantes zu erfahren oder zu erleben. Seine Persönlichkeit ist durch und durch originell.

Nachmittags.

Vor einigen Wochen ging ich mit Liszt in die Farnesina, um die prachtvollen Fresken von Sodoma zu sehen, die, nebenbei bemerkt, auf ihn gar keinen Eindruck machten.

Da wir uns nun in der Lungara befanden und er einen Arzt, Dr. Sofanelli, im dortigen Irrenhaus kennt, schlug er mir vor, dieses Etablissement anzusehen. Mit größter Liebenswürdigkeit führte uns der Arzt durch die Säle, deren Einrichtung allerdings einen kläglichen Eindruck machte, weil sie zeigte, daß die Behandlung der Kranken noch auf dem primitivsten Standpunkt steht. So gelangten wir auch in die Abteilung der Frauen. Liszt erinnerte sich, von einem jungen, kaum zwanzigjährigen Mädchen, Anna Bona aus Fiorentino, gehört zu haben, welche eine wunderbar schöne Stimme besitzen sollte und unlängst infolge einer unglücklichen Herzensneigung geisteskrank geworden war. Der Arzt rief nun die arme Anna Bona. Schüchtern, langsamem Schrittes näherte sie sich. Ein brünettes Gretchen. Ihr Blick drückte die ganze Traurigkeit ihrer Seele, jede Gesichtsbewegung ihr namenloses Unglück aus. In prächtiger disinvoltura, die schwermütigen Augen zum Plafond erhoben, blieb sie in der Tür stehen. Als der Arzt sie

Vorgenuß.
glänzendes
den Stab.
um still zu
urzen Ein-
te. Dann
Lebens!"
sie wieder-

Geist nie
der zu er-
ginell.

mittags.
Farnesina,
die, neben-

o er einen
schlug er
er Liebens-
deren Ein-
, weil sie
dem primi-
in die Ab-
em jungen,
Fiorentino,
me besitzen
ensneigung
arme Anna
sich. Ein
Traurigkeit
glück aus.
zum Pla-
r Arzt sie

freundlich bat, etwas zu singen, schüttelte sie das Haupt. „Ma, cantate un poco,“ fuhr Sofanelli fort, „eccolo il Comendatore Liszt.“ Bei diesem Namen schien unbewußt irgendeine Erinnerung in ihr aufzusteigen; sie blickte einen Moment um sich, dann kehrte ihre Apathie zurück. Nun trat plötzlich Liszt näher, umspann sie mit seinem Adlerauge und sagte in sanftem Ton: „Perchè non volete cantare? Cantate: „Casta diva“, und dabei intonierte er leise diese wunderbare Melodie Bellinis. Das elektrisierte die Unglückliche, sie begann die Lippen zu bewegen und setzte dort, wo Liszt innegehalten, ein. Mit rührender Zartheit und Reinheit sang sie die Arie und blieb bis zum letzten Ton in sanfter Erregung. Als aber der Schluß verhallt war, verlor ihr Auge den seelenvollen Ausdruck; apathisch kehrte sie in den Bann ihres Unglücks zurück, dem Liszt sie auf einige Minuten entrückt hatte. Diese Szene werde ich mein Leben lang nicht vergessen. Das Traurige ist, daß diese Arme mit irrsinnigen Frauen zusammengepercht ist, anstatt daß man sie absondern und versuchen sollte, ihr Leiden vielleicht durch musikalische Behandlung zu lindern.

Raum sind die Kirchenfestlichkeiten vorüber, so spült es schon von neuen Plänen der Garibaldianer gegen Rom. Eine Invasion von Terni aus ist mißglückt; aber Vater Garibaldi hat versprochen, wiederzukommen. Daß der Alte etwas im Schilde führt, ist sicher. Wozu hält er sich solange im Norden auf und kehrt nicht nach Caprera zurück? Im Vatikan ist man natürlich etwas melancholisch. Erst eben hatte die glänzende Kirchenversammlung alles mit sanguinischen Hoffnungen und Träumen erfüllt — und nun? Dazu kommen die Verhandlungen in der Kammer in Florenz, die einen immer feindlicheren Charakter gegen Rom annehmen. Mit den päpstlichen Truppen sieht es auch nicht sehr brillant aus. Die Légion d'Antibes hält nicht stand; ihr Häuptling d'Argy, ein großer, ramassierter Herr, kann trotz seines martialischen Auftrittens die Gesellschaft nicht zusammenhalten, und Louis, der im vorigen Jahre Seiner

Heiligkeit dies Elitekorps zusandte, hat jetzt den General Dumont herschicken müssen, um die Taugenichtse zu inspizieren. Und schließlich hat das hiesige Nationalcomité, das sich wegen törichter Maßregeln während der letzten Monate bei der liberalen Partei um allen Kredit brachte, vor wenigen Tagen mit dem ihm feindlich gegenüberstehenden Insurrektionskomitee eine Alliance geschlossen und sich mit diesem zu einer Giunta Nazionale Romana konstituiert, welche von nun an mit neuer Kraft die hiesige Insurrektion schüren soll.

Ariccia. Casino Chigi, Dienstag, 6. August 1867.

Seit vorigem Donnerstag, dem 1. August, befindet sich mich mit Lichnowsky in dem paradiesischen Ariccia, wo wir gemeinschaftlich das Casino Chigi, den Koch Gaëtano mit seinem Marmiton und die donna da faccende, auf deutsch „Stubenmädchen“, Virginia, gemietet haben, um hier vier Wochen Berg- und Seeluft einzutreten. Es ist nun schon der vierte Sommer, den ich Ariccia besuche, und mit jedem Jahr gewinne ich mehr die Überzeugung, daß es keinen reizenderen Landaufenthalt geben kann als dies kleine, auf einem Felsenvorsprung wie ein Wartturm angelegte Haus, aus dessen Fenstern man gegen Norden und Osten in thüringische Waldlandschaften, gegen Süden und Westen auf die Campagna und das blaue Mittelmeer sieht. Kein Ort in der ganzen Umgegend hat so schöne Luft, „aria buona“, wie gerade Ariccia! Die alten ehrwürdigen Galerien von Albano und Castel Gandolfo mit ihren knorrigen Steineichen, der schöne Albanersee, das reizende Genzano mit dem Nemisee, dann Albano und Ariccia selbst mit dem prachtvollen Viadukt — das alles liegt uns sozusagen vor der Tür, und mit vollem Bewußtsein, daß wir uns auf einem der schönsten Punkte der Welt befinden, genießen wir zu allen Stunden dieses Glück.

Die Freuden beginnen früh um 7 Uhr, wo wir zu einer reizenden Waldquelle bei Galloro pilgern, um dort einen frischen

Morgentrunk zu nehmen. Schlag 8 Uhr Gabelfrühstück; um 4 Uhr Diner. Beides hat natürlich schon tags zuvor zu den interessantesten gastronomischen Beratungen zwischen Lichnowsky und Gaëtano geführt, dem als Aufgabe gestellt ist, wenig und Einfaches, aber alles in höchster Vollkommenheit zu liefern. Aus den Waldschluchten am Nemisee beziehen wir täglich frische Erdbeeren; in den Gärten um Albano wachsen unsere „Maddalenen“, große saftige Pfirsiche, und das kleine Marino sendet uns seinen dunkeln vulkanischen Wein, von dem jeder Tropfen laut und vornehmlich dafür spricht, daß seine Reben auf einem Boden gewachsen sind, über den sich einst die Lavaströme der benachbarten, jetzt schon lange ausgebrannten Feuerberge ergossen haben.

Abends 8 Uhr rollt der Vetturin, der zwischen Rom und Genzano fährt, über die Brücke von Ariccia und bringt uns unsern Sack mit Briefen und Zeitungen, deren Lektüre dann den Abend aufs angenehmste ausfüllt.

Zum künftigen Sonntag hat sich Hohenlohe mit seinem Don Mariello bei uns angesagt, damit das kleine Casino doch auch einmal erfährt, wie ein Kardinal sich hier ausnimmt. Auch Hübner wünscht, sich einmal aus dem heißen, menschenleeren Rom in unsere kühle Villeggiatur zu flüchten, da ihm sein großer Palazzo di Venezia doch etwas zu öde vorkommt; und wenn der Papst nach Castel Gandolfo zieht, so werden wir sukzessive die ganze hohe Klerisei bei uns sehen.

Sonntagsmorgens liest Lichnowsky die Messe in der nahen Jesuitenkirche zu Galloro. Um hierzu die Erlaubnis zu erlangen, gingen wir am Freitag, mit einem Empfehlungsschreiben vom Jesuitengeneral Beck bewaffnet, zum dortigen „Rector“, der sich natürlich sehr geschmeichelt fühlte, dem Mitglied des Olmützer Hochstiftes zur Sonntagsmesse einen Altar in seiner Kirche zur Verfügung stellen zu können.

Rom, 13. August 1867.

Als ich vorige Woche aus Ariccia schrieb, lag die schöne Gegend noch im tiefsten Frieden vor uns. Alle Welt schien

sich ihres Lebens zu freuen. Seitdem aber hat dort eine Tragödie begonnen, reich an den schrecklichsten Szenen.

Am Mittwoch den 7. dieses Monats, frühmorgens, brach in Albano die Cholera aus und entwickelte gleich eine solche Heftigkeit, daß innerhalb von drei Tagen mehr als 250 Personen in diesem kleinen Flecken gestorben sind, der doch etwa nur 4000 bis 5000 Einwohner zählt.

Die Gründe dieses plötzlichen Unglücks waren, soweit sich bis jetzt übersehen läßt, folgende:

In den letzten Wochen hatten sich eine Menge römischer Familien nach Albano begeben, um der Hitze und den Cholera-miasmen der Hauptstadt zu entgehen. In reiner Gebirgsluft, unter dem schönen Himmel der Campagna, lebten alle diese Menschen auf und suchten nun in Tafel- und anderen Freuden alles nachzuholen, was sie im cholerischen Rom sich hatten versagen müssen. Dabei wird selbstverständlich eine Reihe der größten Unvorsichtigkeiten begangen und der Grund zu manchem Unwohlsein gelegt sein.

Am Sonntag, den 3. abends, fiel starker Regen, der die Luft merklich abkühlte. Raum hatten die Wolken sich verzogen, so strömte alles aus Albano auf den Viadukt von Ariccia, um dort die Frische der Nacht zu genießen. Viele mögen übermäßig leicht gekleidet gewesen sein; die Disposition zu Magenverkühlungen war schon da — genug, in jener Nacht entstand das Unglück, welches bald darauf mit dämonischem Ungestüm seine Opfer forderte.

Obgleich nur eine Viertelstunde von Albano entfernt, merkten wir erst nach Tisch, als wir auf unserm schattigen Balkon saßen und zahlreiche Frauen und Mädchen nach dem Kloster Galloro pilgern sahen, die ihre Gebete herumwälzten, daß sich etwas Besonderes vorbereite. Bald kam denn auch die Kunde von den Vorgängen in Albano, und nun geriet ganz Ariccia in Alarm. Die Bewohner bewaffneten sich, um sich gegen Albano abzusperren; Räucherungskammern wurden etabliert

und lauter verrückte Einrichtungen getroffen. Die Bevölkerung ist fest überzeugt, Ulriccia sei bisher stets von der Epidemie verschont geblieben, weil sich in dem nahegelegenen Galloro ein wundertägliches Madonnenbild befindet.

Am Donnerstag vormittag ging ich nach Albano, um etwaige Briefe und Zeitungen von der Post zu holen, da der Betturin, der uns sonst den Depeschensack brachte, nicht mehr in Ulriccia eingelassen war.

In Albano fand ich ein Bild des Schreckens: die Straßen menschenleer, Häuser und Buden halb oder fest geschlossen. Kein Pferd, kein Wagen sichtbar; seit dem vorhergehenden Tage war alles, was sich fortschleppen konnte, geflohen. Die Bestürzung, welche die Menschen auseinander jagte, war so groß, daß sie bei vielen die Krankheit geradezu hervorrief. Manche starben unterwegs während der Fahrt nach Rom, auf der Landstraße, andere in den Eisenbahncoupés, wieder andere sofort nach ihrer Ankunft.

Hilfe war in Albano wenig oder keine; jedes Haus überfüllt, stinkig, ohne Wasser. Dies fehlt der ganzen Gegend schon seit zwei Jahren — dank der vorsorglichen Regierung. Apotheken nicht ausreichend für die massenhaften Anforderungen. Die Munizipalität, zusammengesetzt aus so heldenmütigen Größen, daß der Gonfaloniere des Ortes sogleich entwich, seine Kollegen sich verkrochen. Die Ärzte ratlos. Ein Glück für Albano war die dortige Garnison von 50 Zuaven; die haben sich sehr gut benommen, sind Krankenwärter, soeurs grises, Ärzte und Totengräber gewesen. — Als ich aufs Telegraphenamt ging, um ein paar Worte nach Rom zu schicken, sagte mir der Beamte, daß der Draht durch die Regierung occupiert sei.

Überall herrschte die größte Verwirrung. Es war ein Bild aus den Zeiten des vierzehnten Jahrhunderts; die Zustände, die der schwarze Tod, la mort bleue, damals schuf, wurden mir deutlich. Und um mir die Szenen aus der Zeit Boccaccios

vor Augen zu führen, ließ der Zufall mich an einer Osteria vorübergehen, wo, in Dunst und Dunkel gehüllt, Frauen und Männer an langen Tischen sitzend, sich berauschten und dazu die frivolsten Lieder sangen, deren Refrain einen furchtbaren Gegensatz bildete zu der Todesstille, die in den Straßen brütete.

Als ich nach Alriccia zurückkehren wollte, hatte ich große Mühe, den Cordon zu durchbrechen. Ich kam mit einer kleinen Durchräucherung davon, nachdem ich den bewaffneten Bummern auseinandergesetzt, daß sie mit ihren Jagdflinten die Cholera nicht in die Flucht jagen würden, sondern besser täten, sich etwas Mut anzuschnallen.

Da aller Verkehr mit Rom abgebrochen war, fuhr ich Freitag abend mit Lichnowsky zur Stadt, um zu sehen, ob hier etwas vorgefallen sei. Bei unserer Fahrt durch Albano hörten wir, daß die verwitwete Königin von Neapel dort am Abend zuvor an der Cholera gestorben sei und drei ihrer Kinder frank danieter lägen. Die Fürstin Colonna, die sich von Albano nach Genzano geflüchtet hatte, war ebenfalls dort verschieden. Ein Marchese Serlupi lag in den letzten Zügen.

Sonnabend abend fuhren wir zurück. Als wir Albano wieder passierten, brannten mitten auf der Straße haushohe Feuer, welche die Miasmen vertreiben sollten! Den landesüblichen Unrat von den Straßen zu entfernen — daran dachten die Bewohner nicht.

Am Sonntag nachmittag ging ich mit Lichnowsky die schöne Allee hinauf, die nach Genzano führt. Vor der Stadt angekommen, fanden wir große Barrieren, die kein Sterblicher passieren durfte, wollte er sich nicht den Augeln der Bürger aussehen, die auch dort mit ihren verrosteten Kuhfüßen patrouillierten. Der arme Geistliche, welcher der sterbenden Principessa Colonna die Sakramente gespendet hatte, war gleich nach seiner Rückkehr cerniert worden, um die Bevölkerung nicht anzustecken. Nur einige mitleidige Seelen fanden sich,

die ihm auf langen Stäben die notwendigsten Nahrungsmittel reichten.

Wir erfuhren jetzt auch, daß vor wenigen Stunden in Albano der Kardinal Prinz Altieri gestorben war. Dieser Kirchenfürst hatte sich in seiner Eigenschaft als Bischof von Albano schon am Freitag an den Ort des Schreckens begeben, um der verzagten Geistlichkeit mit gutem Beispiel voranzugehen. Er war den Anstrengungen erlegen, da er schon seit Jahren zur Cholera disponiert war. Auch die Königin-Witwe von Neapel soll die ersten Anfälle während vierundzwanzig Stunden vernachlässigt haben, um ihren Lieblingssohn zu pflegen.

Die Zeitungen werden wohl sehr bald von diesen tragischen Vorgängen reden. Wären nicht diese Schatten im lichten Bilde — Ariccia wäre göttlich! Leider geht unsere Villeggiatur mit dem August zu Ende.

Rom, 6. September 1867.

Die Cholera ist in Albano erloschen, schleicht aber noch immer in der Sabina herum, und in Subiaco tritt sie mit neuer Macht auf.

In Rom selbst bessert sich der Zustand. Aber Fremde treffen hier noch nicht ein. Als große Merkwürdigkeit meldete man mir vorgestern, daß zwei Reisende, ein Engländer und ein Italiener, angelangt seien.

Dazu kamen nun bis vor wenigen Tagen die Rundreisen Garibaldis in den Grenzorten und seine Aufmunterungen, nach Rom zu ziehen. Das hat den Vatikan in große Aufregung versetzt. In den letzten Tagen des August glaubte man hier ganz sicher an einen Invasionsversuch. Die ganze päpstliche Armee stand auf dem Qui vive. General Zappi, der am Sonntag, den 25. August, abends eine Urlaubsreise antreten wollte und schon alle Koffer gepackt hatte, erhielt kurz vor Abgang des Zuges den Befehl, hier zu bleiben, weil plötzlich die Berichte von Garibaldis Plänen angelangt waren. Jetzt ist für einige Tage Ruhe, weil der alte sich zum Friedens-

longreß nach Genf begeben soll. Nachher wird das Spiel wohl wieder anfangen.

Rom, Sonntag, 22. September 1867.

Hier ist alles in Erwartung der Dinge, die mit Garibaldi kommen sollen. Der Mann droht seit zehn Wochen, uns einen Besuch zu machen; in Italien wird allerorten zu diesem Invasionszug geworben, und er selbst verkündet seinen römischen Plan so laut und so bestimmt, daß wir ihn jeden Tag erwarten. Viele seiner Genossen haben sich bereits in den Kirchenstaat geschlichen; Depots von Waffen und roten Hemden befinden sich, wie man sagt, an verschiedenen Punkten des päpstlichen Gebietes; Geld soll sein Sohn Menotti aus England mitgebracht haben.

Diesem Treiben sieht die italienische Regierung ruhig zu. Sie hat freilich an den Grenzen ein Observationskorps von 40 000 Mann aufgestellt; aber wenn sie ernstlich die Invasion verhindern wollte, so hätte sie schon längst einschreiten können, denn, wie Antonelli mir sehr richtig sagte, Garibaldi ist doch immer ein „italienischer General“, der unter dem Befehl des italienischen Kriegsministeriums steht.

Man spricht daher von einem stillen Einverständnis zwischen Garibaldi und Rattazzi und, was noch mehr bedeutet: letzterer hat sich auch wohl den Rücken gegen Frankreich gedeckt und von Louis die Erlaubnis erhalten, bei passender Gelegenheit die 40 000 Mann Observationstruppen in den Kirchenstaat einzurücken zu lassen.

Louis hat ja nun einmal — vielleicht wider seinen Willen — eine stille Liebe zu Italien, dabei Furcht vor den Dolchen seiner karbonarischen Genossen und schließlich alten Haß gegen die Priesterherrschaft.

Man bringt hier augenblicklich eine Geschichte aus dem Jahre 1830 in Erinnerung, als sich der jetzige Kaiser der Franzosen mit Hortense in Rom aufhielt.

Papst Pius VIII. war zu Ende des Monats November gestorben. Die große Bewegung, die seit den Julitagen in ganz Italien herrschte, hatte sich auch der Stadt Rom mitgeteilt, so daß man für das bevorstehende Conclave gerechte Befürchtungen hatte. Gerüchte gingen von einem Komplott, dessen Seele die kleine Partei der Bonapartisten sein sollte; die römische Regierung ließ daher den alten Kardinal Fesch — Stiefbruder von Lætitia Bonaparte — wissen, daß es gut sei, wenn er auf die Entfernung des jungen Prinzen Louis dringe. Fesch ärgerte sich über diese Zumutung und wollte sich nicht in die Sache mischen. So nahm denn die Regierung die Angelegenheit selbst in die Hand. Am 11. Dezember wurde der Mutter Hortense der Paß für ihren Sohn geschickt, eine Schar Polizeisoldaten umstellte den Palazzo Ruspoli am Corso, den Hortense bewohnte, und spät abends wurde der junge Louis zur schleunigen Abreise gezwungen. Als er aber den Palazzo verließ und wütend mit seinen Zähnen am Schnupftuch zerrte, stieß er die Worte aus: „Canailles de prêtres! Vous me le payerez!“ Diese Worte hat der damalige Oberst der Polizei, Paolo Massani, gehört und sie dem Vater meines Freundes Castellari erzählt. Louis hat Wort gehalten und wird sich wohl noch mehr zahlen lassen.

Drei Monate später, im Februar 1831, befand sich der Prinz in Spoleto mitten in der revolutionären Bewegung, die anfangs siegreich war, dann aber bezwungen wurde. Seine Freiheit stand in Gefahr. Da wandte er sich an den Erzbischof Mastai in Spoleto, der auch Mitleid zeigte und dem päpstlichen Gendarmen Bossi den Befehl gab, den jungen Prinzen in Sicherheit zu bringen. Jener Mastai ist jetzt Pius IX., der so viel von seinem damaligen Schützling leiden muß. Und Bossi geht auch noch heute in Rom umher als Oberst der Gendarmen, klagt aber, daß er keine so brillante Karriere gemacht habe wie Mastai und „Leu“.

Gestern kam hier die Nachricht an, daß sich in der Grenz-

stadt Orvieto immer mehr Rothenden sammeln, aber seit Sonntag abend weiß man nicht mehr, wo Garibaldi steckt; die Polizei ist höchst beunruhigt, weil man noch immer nicht erraten kann, von welcher Seite er einfallen will.

Rom, Dienstag, 1. Oktober 1867.

Garibaldi ist in Sinalunga von der Regierung verhaftet und sein Römerzug vorläufig vereitelt. Das ist freilich nur im Sinne der Septemberkonvention, welche die italienische Regierung verpflichtet, den Kirchenstaat zu schützen.

Antonelli, den ich gegen 10 Uhr vormittags besuchte, wußte noch nichts von dieser Episode. Vielmehr glaubte er und alle Welt, daß am folgenden Tage die Freischaren loschlagen würden. Im Hinblick auf diese Wahrscheinlichkeit hatte man hier alle möglichen militärischen Vorbereitungen getroffen, und der Kardinal selbst war in einer Aufregung und Gereiztheit, wie ich ihn noch nie gesehen habe. Sein Misstrauen richtet sich gegen Rattazzi und Louis Napoleon. Gegen ersteren, weil er noch immer argwöhnt, daß Rattazzi und Garibaldi gemeinschaftliches Spiel treiben, die italienischen Truppen den Freischaren unmittelbar folgen und unter dem Titel, den Heiligen Vater zu schützen, den Kirchenstaat besetzen würden. Auf Louis ist Antonelli wütend, weil er glaubt, daß die Franzosen ruhig zusehen werden, wenn die Italiener die päpstlichen Provinzen occupieren. Die Eminenz war so erregt, daß, als ich mich vom Kanapee mit ihm erhob und schon weggehen wollte, er mich noch zurückhielt und mir stehend eine lange Rede hielt, deren Sinn er in dem schließlichen Ausruf zusammenfaßte: „Ich bin dahin gekommen, keinem Menschen mehr zu trauen!“

Nachmittags 2 Uhr erhielt dann der französische Geschäftsträger Armand von der Gesandtschaft in Florenz die telegraphische Bestätigung der Verhaftung des Alten in Sinalunga und seiner Abführung nach Alessandria.

Nun herrscht hier Ruhe. Aber sie wird wohl nicht lange dauern. Die römische Frage brennt dem Herrn Rattazzi auf den Nägeln, und er muß irgend etwas unternehmen, um Louis zu befriedigen und gleichzeitig seine Italiener zu beschwichtigen. Man stellt nicht 40 000 Mann wochenlang während der heißesten Jahreszeit an der Grenze auf, um schließlich nur einen alten lahmen Mann in seinem Bett gefangen zu nehmen, und stürzt sich nicht, während man selbst fast bankrott ist, in die enormen Unkosten, die eine solche Armee verlangt.

Mit dem Verziehen des Garibaldischen Ungewitters ist auch die große Hitze verschwunden. Am Mittwoch, den 25. v. M., wo der Krawall in Rom losgehen sollte, trat die voltura di tempo ein, die meist Anfang September erfolgt, in diesem Jahre aber ungewöhnlich lange auf sich warten ließ. Dieser Witterungsbruch wird durch donnernde und blitzende Gewitter mit heftigen Regengüssen eingeleitet, dann erhebt sich eine stolze Tramontana, die alle Erinnerungen an die Qualen des heißen Sommers verscheucht. Seit vier Tagen genießen wir diesen Wechsel und sind nun in den lateinischen Spätsommer eingetreten, der — wie jede römische Jahreszeit — auch wieder seine eigenen Reize und Genüsse bietet. Was früher die Bacchanalien waren, das sind jetzt die römischen Oktoberfeste, die „Ottobraten“, die während des ganzen Monats jeden Sonntag- und Donnerstagnachmittag durch Auszüge in die benachbarten Vignen und Trattorien gefeiert werden. Dort sind an die Stelle der Mänaden des Altertums die schönen Trasteverinnen und die Bewohnerinnen des Rione de' Monti, die Montizianerinnen getreten, die das Tamburin wie damals zu schwingen wissen und an bacchantischer Ausgelassenheit ihren klassischen Schwestern gewiß nichts nachgeben. Denn der römische Himmel ist blau und einladend wie vor zweitausend Jahren, und der jetzige Landwein ganz gewiß besser als die verpichten Getränke, mit denen Bacchus, Lucull u. a. so viel herumrenommiert haben.

Daneben fangen die Wiesen und die Campagna an, von neuem zu grünen, und die Rosenbüsche blühen.

Nachmittags.

Die Garibaldianer sind richtig an zwei Punkten eingebrochen. Bei Viterbo und Aquapendente.

Rom, 10. Oktober 1867.

Wir leben hier in der interessantesten Aufregung. Die Garibaldianer fallen von allen Himmelsgegenden ins päpstliche Gebiet, und der Vatikan hebt in seinen Fugen. Die Zuaven ziehen gegen die Freischaren aus, aber wenn sie die Rothemden an einer Stelle verjagen, zeigen sich sofort an zwei anderen Punkten neue Banden. Jetzt stehen sie massenhaft in der Sabina unter der Führung von Menotti Garibaldi. Ihm gegenüber manövriren die Verteidiger des legitimistisch-katholischen Prinzips, die Zuaven unter Charette, einem natürlichen Sohn des Herzogs von Berry. Dort in den Bergen von Tivoli und Subiaco, auf einem Terrain, das reiche Erinnerungen an die antike Welt wie an das fromme Mittelalter aufzuweisen hat, rüstet sich nun jener Bourbonensprößling gegen den Sohn des Vorkämpfers der modernsten Freiheitsideen.

Bei Bagnorea in den römischen Gebirgen, wo sich die Garibaldianer verschanzt und am 3. d. M. die Päpstlichen zurückgeschlagen hatten, wurden sie am vorigen Sonnabend wieder verjagt, verloren 70 Tote und Verwundete und mussten zusehen, wie 110 der Ihrigen gefangen genommen wurden.

In den klerikalen Kreisen jubelt man über diesen Sieg und freute sich schon auf den Tag, wo diese Hundertundzehn, paarweise gebunden, an der Spitze den gefangenen Conte Pagliazzi, nach Sitte der alten römischen Triumphatoren über den Corso geführt würden. Aber man hat denn doch, klüglicherweise, diesen Plan aufgegeben, der hier die ganze Bevölkerung erbittert und sich im Jahre 1867 wenig für die Hauptstadt der katholischen Christenheit geschickt haben würde.

Rom, Mittwoch, 23. Oktober 1867.

Wir haben gestern hier eine Emeute gehabt. Post und Telegraph sind geschlossen, Stadttore verbarricadiert. Ich sende in größter Eile diese wenigen Zeilen, da die Gelegenheit mir spät gemeldet ist.

Ein ganzer Posteisenbahnwagen ist in voriger Woche von den Garibaldianern zerstört. Ich vermute, daß er einen Brief von meiner guten Mutter enthielt.

Rom, Sonnabend, 2. November 1867. Früh 6 Uhr.

Die Postverbindungen sind aufgehoben, Eisenbahnen und Telegraphen zerstört, Garibaldi in der Umgegend der Stadt, das ganze Land insurgiert, in Tivoli, Albano, Marino, Genzano, Velletri provisorische Regierungen, und in Rom und Civita vecchia wieder französische Besatzung!

Es ist schwer, Nachrichten zu senden. Heute früh geht ein österreichischer Kurier, dessen Abgang aber gestern so spät festgesetzt wurde, daß ich die halbe Nacht gearbeitet habe, um nach Berlin zu berichten.

Es ist eine welthistorisch interessante Zeit, jede Stunde ereignisvoll. Die Eroberung Monterotondos durch Garibaldi am Sonnabend, 26. Oktober, machte die Leute hier denn doch etwas stutzig. Zum Glück für den Vatikan lief am Montagabend, 28. Oktober, die französische Fregatte „Provence“ mit Landungstruppen in Civita ein.

Rom, 27. November 1867.

Ich bin so beschäftigt, daß mir jede Muße zum Briefschreiben abgeschnitten ist. Ein historisch-politisch-interessanter Moment, wie ich ihn in geschäftlicher Hinsicht noch nicht durchgemacht. Fabelhaft spannend. Heute ist in aller Frühe der Feldjäger nach Berlin zurückexpediert, den Bismarck mir gesandt hatte.

Nun ist Arnim von Paris aus im Anzuge. Nach fünfmonatlicher Abwesenheit. Er könnte auch zu Hause bleiben. Aber die interessante Zeit der letzten zwei Monate hat er hier nicht durchgemacht. Es ist schwer, sich von den hiesigen Vorgängen ein richtiges Bild zu machen, da ein Ereignis das andere jagt. Morgen geht nun die Division Dumont nach Toulon zurück, und Mitte Dezember soll der Rest des Expeditionskorps heimkehren. Dann sind wir wieder eben so weit, wie vorher. Denn die Aktionspartei ruht nicht und die Florentiner Regierung kann die römische Frage nicht liegen lassen. Die geplante Konferenz — wenn sie überhaupt zustande kommt, wozu übrigens seit einigen Tagen Aussicht — wird den Kohl auch nicht fett machen.

In der Frühe ist es seit einiger Zeit auch in Rom nicht warm; höchstens ein Grad; letzte Nacht soll sich sogar, zum Jubel der kleinen Römer, Eis gebildet haben.

Russell, Lichnowsky und ich speisen jetzt gewöhnlich im Hôtel d'Angleterre. An Neuigkeiten fehlt es dort nie. Dann folgt noch der Molka im „Café Greco“, wo Anno 1760 Casanova seine erste Aventüre gehabt hat, und dann gehe ich aufs Capitol und hoffe, eine ruhige Zigarre zu rauchen. Statt dessen tritt mir Giovanni mit dem Worte: „Depesche“ entgegen; das Dechiffrieren fängt wieder an, und aus den blau geschriebenen Ziffern entpuppen sich die interessantesten politischen Neuigkeiten, die mich dann sofort zu einem Besuch (den ich hier, wie so vieles andre, der Neugierde der römischen Post wegen, nicht näher bezeichnen kann) und zu einer weiten Visite im Vatikan oder im Quirinal veranlassen. Das ist so mein Lebenslauf.

Als ich gestern nachmittag mit meinen Depeschen für den Jäger des Feldes gerade fertig war, trat Liszt bei mir ein, um seine neueste Komposition, eine Art Ballade, nach Berlin an Bothe zum Druck zu befördern. Er spielte sie mir zu- gleich vor.

Vorigen Sonnabend speiste ich mit ihm beim Principe Teano-Caetani, der eine ganz reizende junge Engländerin geheiratet hat, die dann den guten Liszt zum entzückendsten Phantasieren auf dem Flügel begeisterte.

Vorigen Donnerstag gab Kolb ein amüsanteres Diner für General Kanzler, den Besieger Enrico Cairoli, und für den französischen General Dumont, beide mit ihren Adjutanten; auch Franchi, Russell und Lichnowsky waren da. Es wurde natürlich viel über den franco-päpstlichen Sieg bei Mentana geredet und über das Chassepot „qui a fait tant de merveilles“.

Rom, Donnerstag, 26. Dezember 1867.

Mein guter Bruder, eine politisch höchst interessante Zeit liegt hinter mir. Ich kam in allen diesen Wochen nicht dazu, Dir zu schreiben. Der 23. Oktober war ein aufregender Tag. Schon am Abend vorher Schießen in den Straßen, Sprengung eines Teils der Suavenkaserne dem Vatikan gegenüber, dazu ein reichlicher Verbrauch von Orsinibomben, kurz, die Aktionspartei hat ihre Krallen gründlich gezeigt. Die Ereignisse rücken mit fühlbarer Macht näher, so daß ich mich in einer Stimmung befindet, wie im Frühjahr 1848, wo ich auch über der Politik alles übrige vergaß. Damals hatte ich mit der Rotten Carstens Wachtdienste zu tun im königlichen Schloß und im Palais des Prinzen von Preußen; jetzt waren Berichte zu verfassen und manche delikate Dinge zu erledigen. Beide Monate, Oktober und November d. J., waren körperlich und geistig aufreibend, weil ich — gottlob! ganz auf mich angewiesen — fast alles allein schreiben und chiffrieren mußte. Ein zweiter hätte mir in keiner Weise helfen können. Die Verantwortung für alles hatte ich allein zu tragen. Und daß man in der Wilhelmstraße mit mir einverstanden gewesen, habe ich aus einem sehr netten Schreiben Theremins ersehen.

Nachdem alle politischen Fragen sich beruhigt hatten und nichts mehr zu tun war, kam Arnim am 29. November an

und brachte natürlich die ganze Eifersucht mit, die einen Gesandten plagt, wenn während seiner Abwesenheit vom Posten große Dinge vorgegangen sind und der Geschäftsträger durch seine Berichte und Geschäftsführung inzwischen dem Ministerium bewiesen hat, daß die Sache auch ohne den hohen Herrn Chef geht.

Durch manche verzwickte Verbindungen, die ich hier angeknüpft hatte, war ich imstande, meinem jetzigen Gönner „Otto“ einige Fingerzeige über Louis hiesige Intrigen und seine Machinationen in Florenz zu geben, die von ihm in demselben Maße gewürdigt wurden, wie sie den guten Golz in Paris in Aufregung setzten. Der gereizten Stimmung des letztern, dem meine Enthüllungen gar nicht in sein Menu paßten, schloß sich Arnim, der über Paris hierher reiste, mit Wonne an und versuchte nun, nach seiner Rückkehr, von Rom aus manches abzuschwächen, was ich nach Berlin gemeldet hatte. Aber Bismarck hielt fest und richtete an beide ein Schreiben, in welchem er sie ganz furchtbar abfahren ließ und ihnen indirekt zu verstehen gab, daß er meinen Mitteilungen vollen Glauben schenke. Insofern war mir auch Theremins Wort wertvoll.

Eine ähnliche Gesandteneifersucht habe ich schon einmal erlebt: im Herbst 1863, wo ich in Kopenhagen höchst amüsante Verhandlungen mit Blixen führte, die den guten Balan bei seiner Rückkehr in stille Raserei versetzten.

Arnim kränkelt übrigens, und da auch sein ehrgeiziger Charakter kein für seine Gesundheit glücklicher ist, soll man in Berlin, während seiner dortigen sehr langen Anwesenheit für ihn nicht unbesorgt gewesen sein.

Der Caffarelli war bisher eine Art Pelopidenburg.

Viele Gesandten sind hier entweder gestorben, wie Buch und Willisen, erkrankten wie Caniz, hatten Familienunglück oder sonst malchance.

Legationsräte scheinen den Einfluß der Caffarellischen Hausgeister weniger zu spüren.

Inzwischen hat sich Rom vollständig beruhigt; die Hotels füllen sich mit Fremden; die einheimischen Familien, die sich durch Cholera und Garibaldi von der Heimkehr abschrecken ließen, beziehen wieder ihre Palazzi und die „Ewige Stadt“ ist ganz die alte.

Unter den Touristen befindet sich auch ein Graf Hahn (Bruder von Ida Hahn), der Dich kennt und mich daraufhin besuchte.

Als ich heut früh 7 Uhr aufstand, bemerkte ich, daß das Quecksilber sich in schüchterner Ehrfurcht um 3 Grad unterhalb des Gefrierpunktes aufhielt. Das ist denn doch zu toll für Rom!

Auf den Sabinerbergen liegen blendende Schneemassen; aber in den Straßen Roms, in der Via Condotti und am Spanischen Platz bieten die Blumenverkäufer große Rosenbuketts für wenige Paoli feil.

In Neapel speit der Vesuv; und da die Szene sehr schön sein sollte, fuhr ich mit Bobrinsky hinüber und bestieg am folgenden Tage den Vulkan. Vor sieben Jahren hatte ich freilich schon die glühende Lava gesehen, aber eine eigentliche Eruption ist denn doch noch ein ganz anderes Ding, und wenn die großen Feuerblöcke aus dem Krater geschleudert werden und in gewaltigen Sägen den Berg hinuntertanzen, fühlt man sich den Erdgeistern entschieden näher.